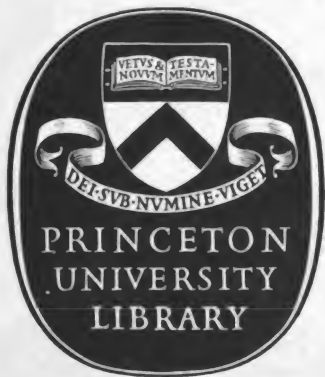


**Sämtliche
Werke in
deutscher
Sprache:
Betrachtungen**

Oscar Wilde





Von diesem Buche wurden 100 Exemplare
zum Preise von je sieben Mark auf echtem
Büttenpapier abgezogen, in Leder gebunden
○ ○ und handschriftlich numeriert ○ ○

*Dieses Exemplar erhielt die
Nummer: 4.*



Oscar Wilde im letzten Lebensjahre
in Rom.

Oscar Wilde
Sämtliche Werke

in deutscher Sprache

Fünfter Band

Betrachtungen



Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

3989

5

.2906

v.5

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Eine Vorlesung über die
englische Renaissance.

V. 3

552990

Übersetzt von Emanuela Mattl-Löwenkreuz.

Nebst vielem andern danken wir es Goethes unübertroffener Ästhetik, daß er uns vorerst lehrte, Schönheit in die denkbar konkretesten Ausdrücke zu fassen, sie, wenn ich so sagen darf, immer in ihren besonderen Offenbarungen zu vergegenwärtigen. So will ich in der Vorlesung, die ich die Ehre habe vor Ihnen zu halten, nicht erst versuchen, eine abstrakte Definition der Schönheit zu geben, oder eine jener allgemein gültigen Formeln, wie sie die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts aufspürte, noch weniger will ich Ihnen — was auch ganz unmöglich wäre — die Eigenschaft kennzeichnen, durch welche ein besonderes Bildwerk oder Gedicht uns mit einer ungewöhnlichen und unvergleichlichen Freude erfüllt — ich will Ihnen vielmehr die allgemeinen Grundbegriffe bezeichnen, welche die große englische Kunstrenaissance dieses Jahrhunderts charakterisieren. Die englische Renaissance wurde als ein bloßes Wiederaufleben griechischer Denkweise geschildert und auch als ein bloßes Wiederaufleben mittelalterlichen Fühlens. Ich würde eher behaupten, daß sie diesen Äußerungen des menschlichen Genies alle die künstlerischen Werte beifügte, welche die Kompliziertheit, die

Vielfältigkeit und die Erfahrung des modernen Lebens zu geben vermögen. Der Vereinigung des imposanten Hellenismus, seines gefunden Inhaltes und seines ruhigen Schönheitsbewußtseins mit dem neu auftauchenden gesteigerten Individualismus entspringt die leidenschaftliche Färbung des romantischen Genies des neunzehnten Jahrhunderts in England, so wie aus der Vermählung Fausts mit der trojanischen Helena der wunderschöne Knabe Euphorion hervorging. Im Schoß der französischen Revolution und im Sturm und Schreck dieser wilden Epoche barg sich ein Streben, welches die Renaissance der Kunst ihren besonderen Zwecken zuwendete, als die Zeit gekommen war. Und jener Drang nach Bervollkommnung, welcher der Revolution zugrunde lag, fand in einem jungen englischen Dichter seine reinste und geläutertste Verkörperung. Phidias und die Meisterwerke der griechischen Kunst künden Homer an. Dante ist für uns bloß eine Verkündung der Leidenschaft, der Farbenglut und der Gewalt italienischer Malerei. Der moderne Naturfinn stammt von Rousseau, und in Keats entdeckt man die Anfänge der englischen Kunstrenaissance. Er war der Vorläufer der präraphaelitischen Schule wie auch der großen romantischen Strömung, von der ich sprechen will. Um von den Präraphaeliten zu sprechen, was sind sie? Frägt man neun Zehntel des britischen Publikums, was das Wort „ästhetisch“

bedeutet, so werden sie sagen, daß es auf französisch Affektation ist, oder auf deutsch ein Würfel. Wenn man sich über die Präraphaeliten erkundigt, wird man von einer Schar exzentrischer junger Leute hören, denen eine Art göttliche Verschrobenheit und heilige Borniertheit die vornehmsten Kunstanschauungen verzerrten. Nichts von ihren großen Männern zu wissen, bildet einen der notwendigen Bestandteile englischer Erziehung.

Der Ursprung der Kunstrevolution.

Im Jahre 1847 pflegte eine Anzahl junger Männer, begeisterte Anhänger Keats, zusammenzukommen, um sich in Erörterungen über Kunst zu ergehen. Sie beabsichtigten einen Umsturz der Dichtkunst und der Malerei zu bewirken. Dies durchzuführen, hieß in England soviel, als ihrer ganzen bürgerlichen Rechte sich zu begeben. Sie besaßen all das, was das englische Publikum nie verzeiht — Jugend, Macht und Begeisterung. Die Satire leistete den üblichen Tribut, den die Mittelmäßigkeit dem Genie zollt, verblendete das britische Publikum gegen das, was edel und schön ist, aber dem Künstler konnte sie nichts anhaben. Mit Dreiviertel von ganz England in allen Punkten im Widerspruch zu sein, ist eine der Hauptstützen der Eitelkeit, welche

ihrerseits in allen zweifelhaften Lagen eine tiefe Quelle der Tröstung ist. Jene jungen Männer nannten sich Präraphaeliten, obwohl sie Gegner der zierlichen Abstraktionen Raphaels waren, vermeinten sie einen kühneren Realismus der Phantasie, einen sorgfältigeren Realismus der Technik und eine intensivere Anschauungsgabe gefunden zu haben. Aber vor allen Dingen war es eine Rückkehr zur Natur. Später stießen zum alten Haus an der Blackfriars Bridge Edward Burne-Jones und William Morris, welche eine besondere Gewähltheit der Ausdrucksweise mitbrachten, einen geläuterten Schönheitssinn, ein intensiveres Streben nach Vollkommenheit. Morris fühlte, daß die ängstliche Nachahmung der Natur ein schädigendes Element der erfinderischen Kunst sei. Ihm verdanken wir Gedichte, deren tadelloser Bau, deren Klarheit in Wort und Bild in der Literatur unseres Landes einzig bestehen.

Große Fortschritte der historischen Entwicklung der Kunst waren nicht nur die Fortschritte einer erhöhten Empfindungsfähigkeit, sondern auch neuer technischer Vervollkommnung. Den Umschwung moderner Musik verdankt man ausschließlich der Erfindung neuer Instrumente. Der Künstler mag die gehemmte Umsturzbewegung Bunthorns einfach dem Mangel technischer Hilfsmittel zuschreiben. So war es auch mit dieser unserer romantischen Bewegung. Die Kupfer-

stiche Burne-Jones offenbaren eine bedeutend vielfältigere Linien Schönheit und Farbenkraft, als sie die englische Kunst je früher aufzuweisen vermochte. Die Dichtungen von Morris, Rossetti und Swinburne offenbaren ein getragenes Bewußtsein des musikalischen Wertes jedes einzelnen Wortes, für welchen Théophile Gautier einen wunderbaren Ausdruck findet, indem er dem jungen Dichter den Rat gibt, alle Tage sein Wörterbuch zu lesen, da es das einzige Buch ist, das wert sei, von einem Dichter gelesen zu werden. Und doch, das, was das Publikum die Inspiration des Dichters nennt, hat seine Flügelfraft nicht verloren, aber wir haben uns daran gewöhnt, ihre zahllosen Pulsschläge zu zählen, ihre schrankenlose Macht zu berechnen und ihre zügellose Freiheit zu zügel.

Stoffwahl.

Und jetzt möchte ich Ihnen demonstrieren, auf welche Weise das künstlerische Genie bei der Wahl seines Stoffes vorgeht. Gleich dem Philosophen platonischen Schauens, ist der Dichter ein Beobachter aller Zeit und aller Zustände. Für ihn ist keine Form verbraucht, kein Stoff veraltet nein — alles, was die Welt an Liebe und Leidenschaft gekannt hat in der Wüste Judäa oder im Tale Arkadiens, unter den

Ruinen Trojas oder Damaskus, in den dichtbevölkerten, häßlichen Straßen der modernen Großstadt oder durch die vergnügliche Weise der Kamelotts — alles liegt vor ihm wie eine offene Rolle, alles ist noch vom wärmsten Leben durchpulst. Er wird daraus entnehmen, was seinem eigenen Geiste zuträglich ist, er wird einige Tatsachen wählen und andere verwerfen mit der ruhigen, künstlerischen Sicherheit desjenigen, der das Geheimnis der Schönheit besitzt. Es ist ganz vergeblich, wenn Whitman sogar die Glosse hinausposaunt, die Muse der Dichtkunst möge aus Griechenland und Ionien auswandern und auf die Felsen des schneeigen Parnas öffentlich anschlagen „ausgezogen“ und „zu vermieten“. Denn die Kunst — um eine herrliche Stelle Swinburnes anzuführen — ist das Leben selbst und weiß nichts von Tod. Und so kommt es, daß jener, der scheinbar seiner Zeit am entferntesten gegenübersteht, jener ist, der sie am besten wieder spiegelt, denn er hat vom Leben jenen Dunst der Familiarität abgestreift, der, wie Shelley zu sagen pflegte, uns das Lebensbild verfinstert.

Von welcher Beschaffenheit auch die geistige Botschaft ist, die ein Künstler seiner Zeit mitbringt — uns bleibt nichts übrig als seine Lehren hinzunehmen. Die meisten von Ihnen haben vermutlich das große Meisterwerk von Rubens gesehen, das in der Brüsseler Galerie hängt.

Diesen kühnen und wundervollen Prachtaufzug von Roß und Reiter, im packendsten und feurigsten Moment wiedergegeben, wenn sich der Wind im karmoisinfarbenen Banner fängt und die Luft leuchtet vom Glanz der Waffen und dem Flammenzüngeln des Federbusches. Nun wohl, solcherart ist Freude in der Kunst, obzwar die wunden Füße Christi dieses goldene Hügel-land betreten mögen, oder diese prunkvolle Kavalkade dem Tod des Menschensohnes gilt.

Wie unsere Seele getroffen wird.

Beim ersten Anblick bringt ein Gemälde keine andere geistige Botschaft mit sich, als etwa ein köstliches Bruchstück von Venetianerglas. Nicht auf dieselbe Weise wie die Lebenswahrheiten sollte edle und phantasiereiche Malerei unsere Seele treffen. Dies sollte durch eine gewisse erfinderische und schöpferische Behandlung geschehen, welche ganz unabhängig ist von jeglicher ausgesprochenen Poesie des Stoffes, etwas, das aus sich selbst vollkommen befriedigt, das, wie die Griechen sagen würden, sich selbst zum Endzweck hat. So entspringt die Freude an Gedichten nie aus dem Stoff, sondern aus der erfinderischen Behandlung rhythmischer Sprache.

Der Rang der Kritik.

Welchen Rang nimmt die Kritik in unserer Kultur ein? Ich glaube, die erste Pflicht eines

Kritikers ist, seinen Mund zu halten, zu jeder Zeit und über jeden Gegenstand. Sie haben „Patience“ hundert Nächte lang gehört, und mich nur in einer. Es wird zweifellos den pikanten Reiz jener Satire erhöhen, wenn man etwas über ihren Stoff erfährt. Aber eine Satire des Herrn Gilbert kann Ihnen kein Bild der Ästhetik geben, gerade so wenig Sie die Macht und Schönheit von Sonne und See nach dem zerstäubenden Flimmer oder Schaum beurteilen, der über die Woge tanzt. Sie dürfen Ihre Kritik nicht für eine unträgliche Beurteilung der Kunst halten. Denn Künstler — wie griechische Götter — offenbaren sich nur ihresgleichen. Wie Emerson irgendwo sagt, vermag bloß die Zeit ihren wahren Wert und Rang zu bestimmen. Der wahre Kritiker wendet sich niemals an den Künstler, sondern an das Publikum. Ihm gilt sein Wirken. Die Kunst kann nie irgendein anderes Ziel haben als ihre eigene Vervollkommnung. Ich hege keine Ehrfurcht — sagt Keats — vor dem Publikum oder vor irgend etwas, das ist, nur vor dem ewigen Wesen, vor dem Andenken großer Männer und vor dem Schönheitsprinzip.

So also ist der Geist beschaffen, der, wie ich sagen darf, unsere englische Renaissance leitet und ihr zugrunde liegt; eine vielseitige und wundervolle Renaissance, die starke Kombinationen und prächtige Individualitäten zeitigt — und doch trotz all der herrlichen Werke der

Dichtkunst, der dekorativen Kunst und der Malerei, trotz der vielfach gesteigerten Anmut und Grazie in Kleidung und Hausgeräthschaften ist sie nicht vollkommen. Denn es gibt keine große bildende Kunst ohne ein schönes Nationalleben, und Englands kaufmännischer Geist hat das vernichtet; auch kein Drama ohne ein edles Nationalleben, und Englands kaufmännischer Geist hat auch das vernichtet.

Die Novelle und das Drama.

Die Novelle hat das Schauspiel nicht vernichtet, wie es uns einige Kritiker glauben machen wollen. Die romantische Periode Frankreichs beweist, daß die Werke Balzacs und Hugos Seite an Seite reiften — nein, sie ergänzten einander vielmehr, obwohl keiner von ihnen es gewahrte. Das Drama ist der Platz, wo sich Kunst und Leben begegnen; es handelt, nach Mazzini, nicht bloß von Menschen, sondern von sozialen Menschen, von Menschen und ihrer Beziehung zu Gott und den allgemeinen Fragen der Menschheit. Es ist das Produkt einer Periode großer, nationaler, gefestigter Kraft. Ohne ein hochherziges Publikum ist es undenkbar und es gehört Zeitaltern an, wie das Zeitalter der Elisabeth in London und des Perikles in Athen. Es ist ein Teil jener erhabenen Moral und des

intellektuellen Eifers, die nach Vernichtung der persischen Flotte die Griechen erfaßte, und die Engländer nach der Zerstörung der spanischen Armada.

Shelley fühlte, wie unvollständig unsere Bewegung in dieser Hinsicht sei und zeigte in einer großen Tragödie, welcher Schreck und welches Mitleid vermocht hätten, unserem Zeitalter den Frieden zu geben. Aber trotz „Cenci“ ist das Drama eines der künstlerischen Formen, durch welche Englands Genius umsonst Bahn und Ausdruck sucht.

Amerika als Vollenderin der Bewegung.

Wir sollten uns vielleicht eher Ihnen zuwenden, um diese unsere große Umsturzbe-
wegung zu vollenden und zu vervollkommen.
Denn etwas Hellenisches ist in eurer Luft und eurer Welt, etwas, das einen frischeren Hauch der Freude und Kraft vom England der Elisabeth hat, als uns unsere alte Zivilisation zu gewähren vermag. Denn Ihr seid wenigstens jung; keine hungrigen Generationen treten euch nieder, und die Vergangenheit äßt euch nicht mit den Ruinen einer Schönheit, deren Geheimnis euch verloren ging. Gerade der Mangel einer Tradition, der, wie Ruskin meinte, euren Flüssen das Lachen und euren Blumen das Licht rauben

würde, mag eher die Quelle eurer Freiheit und Kraft sein. Mit vollkommener Sachlichkeit in der Literatur von den Empfindungen der Tiere zu sprechen, von der Zweifellosigkeit eines Gefühlslebens des Baumes und des Grases am Begrand, wurde von einem eurer Dichter als der geläutertste Triumph der Kunst bezeichnet, es ist ein Triumph, den ihr, allen Nationen voran, erlesen sein möget, zu Ende zu führen. Denn die Stimmen, die im See und in den Bergen wohnen, sind nicht allein die Musik, die sich die Freiheit zur Sprache erkoren. Andere Botschaften sind in ihnen, wenn Ihr ihnen nur lauschen werdet — mögen sie euch die Pracht neuer Vorstellungen, das Wunder einer neuen Freiheit erschließen.

Wenn dem so ist und das Material eurer Zivilisation euch umgibt, welchen Nutzen — werdet Ihr mich fragen — wird das Studium unserer Dichter und Maler für euch haben? Ich könnte entgegnen, daß sich der Verstand ohne einen unmittelbaren, belehrenden Zweck mit einem künstlerischen und historischen Problem beschäftigen mag, daß der Verstand bloß den Drang hat, sich tätig zu wissen. Ich glaube, ein solches Studium wird euch eintragen, was die Kenntnis wirklicher künstlerischer Kraft bedeutet — nicht die Werke großer Männer sollt Ihr nachahmen, aber den künstlerischen Geist dieser Werke.

Wo die Moralität nicht in Frage kommt.

Wenn der Schaffensdrang — sowohl der Nationen als der einzelnen Individuen — nicht auch kritische und ästhetische Fähigkeit begleitet, wird er sicherlich seine Kräfte vergeuden. Nicht ein gesteigertes moralisches Gefühl ist es oder eine moralische Aufsicht, die eure Literatur bedarf. Man sollte tatsächlich nie von einem moralischen oder unmoralischen Dichtwerk sprechen. Dichtwerke sind entweder gut oder schlecht geschrieben, das ist alles. Jegliches moralisches Element oder verflochtene Anspielungen auf einen Maßstab von Gut oder Böse in der Kunst beweist eine gewisse Unzulänglichkeit der Anschauungsgabe. Jede gute Arbeit zielt nach rein künstlerischer Wirkung. Aber sowohl in euren Städten als auch in eurer Literatur ist es das verfeinerte Schönheitsgefühl, das fehlt. Jede edle Arbeit ist nicht bloß national, sondern universell. Geistige Freiheit wird euer großzügiges Leben, die freisinnige Luft, die ihr atmet, euch gewähren. Von uns werdet Ihr Klassisches Formenmaß lernen. Liebet die Kunst um ihrer selbstwillen, und alles, was Ihr noch braucht, wird euch gegeben werden. Jene Freude an der Schönheit und an der Schöpfung schöner Dinge ist das Zeichen aller großen Zivilisationen; sie ist es, die das Leben jedes Bürgers zum Sakrament macht und nicht zu einer Spekulation.

Denn Schönheit ist das einzige, was die Zeit nicht zerstören kann — Philosophien sinken dahin wie Staub, Religionen folgen eine der anderen, aber was schön ist, bleibt eine Freude zu jeder Zeit, ein Besitztum für alle Ewigkeit. Kriege müssen immer sein, aber ich glaube, die Schöpfung einer gemeinsamen geistigen Atmosphäre könnte die Menschen zu Brüdern machen. Nationaler Haß tritt immer am schärfsten auf, wo die Kultur am niedrigsten ist. Große Reiche müssen solange bestehen, als persönliche Ambition und der Zeitgeist eins sind; aber Kunst ist das einzige Reich, das die Feinde einer Nation ihr nicht nehmen können. Wir, in unserer Renaissance, streben darnach, eine Souveränität zu schaffen, die England noch besitzt, wenn ihre gelben Leoparden kampfes müde sein werden und die Rose in ihrem Schild nicht mehr vom Blut der Schlachtfelder gerötet.

Und auch Ihr, indem Ihr dem Herzen eines großen Volkes diese durchdringende künstlerische Begeisterung einflößt, werdet auch Reichthümer schaffen wie Ihr sie nie noch schufet, obwohl euer Land ein Netzwerk von Eisenbahnen ist und die Häfen eurer Städte die Schiffe der Welt beherbergen.

Der Zweck der dekorativen Kunst.

Ich weiß wohl, daß die göttliche Voranschauung der Schönheit nicht unser Erbe ist.

Jenen lenkenden und leitenden Kunstfönn, der uns vor allen herben und schädlichen Einflüssen schützt, müssen wir, Abkömmlinge der teutonischen und sächsischen Rassen, eher im geklärten Selbstbewußtsein der Zeit suchen, das die Grundnote unserer ganzen romantischen Kunst ist, und die Quelle aller oder beinahe aller ihrer Kultur sein muß. Ich meine jene intellektuelle Neugierde des neunzehnten Jahrhunderts, welche immer nach dem Geheimnis des Lebens sucht, das alten vergangenen Kulturformen noch anhaftet. Die Wahrheiten der Kunst können nicht gelehrt werden. Sie offenbaren sich nur — offenbaren sich Naturen, welche sich allen schönen Eindrücken empfänglich machten, indem sie schöne Dinge studierten und verehrten. Daher stammt die ungeheure Wichtigkeit, die unsere englische Renaissance der dekorativen Kunst beilegt; daher stammen jene Wunder der Linienführung aus der Hand Edward Burne-Jones, daher all das Weben von Wandbekleidungen, die Glasmalerei und die schönen Arbeiten in Ton, Metall und Holz.

Die Sonnenblume und die Lilie.

Einige von Ihnen werden vermutlich von zwei Blumen gehört haben in Verbindung mit der ästhetischen Bewegung in England, von denen man (ich versichere Sie mit Unrecht) behauptet,

sie bilden die Nahrung einiger ästhetischer junger Männer. Nun wohl, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß der Grund, warum wir die Lilie und die Sonnenblume lieben — unbeschadet, was Herr Gilbert Ihnen sagen mag — nicht in irgendeiner vegetabilischen Mode zu suchen ist, sondern weil diese beiden lieblichen Blumen in England die vollkommensten Zeichenvorlagen sind, die sich am natürlichsten der dekorativen Kunst anpassen — die prunkhafte, löwenartige Schönheit der einen, die köstliche Anmut der anderen gewähren dem Künstler die vollendetste, vollkommenste Freude.

Und mag es desgleichen mit euch sein: keine Blume sei auf euren Matten, die ihre Ranken nicht um eure Rissen flechtet, kein kleines Blatt eurer titanischen Wälder, das seine Form nicht dem Zeichenstift leiht, kein krummgebogener Zweig wilder Rosen, kein Strauch, der nicht verewigt wäre im geschnitzten Schwibbogen oder im marmornen Fensterfims. Kein Vogel sei in eurer Luft, der das irisierende Wunderspiel seiner Farben, den köstlichen Schwung seiner gespannten Flügel nicht böte, um köstlicher zu machen die Köstlichkeit einfacher Verzierung. Denn die Stimmen, die im See und in den Bergen wohnen, sind nicht allein jene, die sich die Freiheit zur Sprache erkoren. Andere Botschaften sind im Wunder des Windes — in der schwindelnden Höhe und der Majestät der schweigenden

Tiefe — Botschaften, die, wenn Ihr ihnen lauschen werdet, euch das Wunder aller neuen Vorstellungen erschließen, den Schatz aller neuen Schönheit. Wir verbringen jeder von uns unseren Tag, indem wir nach dem Geheimnis des Lebens suchen. Nun wohl, das Geheimnis des Lebens liegt in der Kunst.

Die Anfänge der historischen
Kritik.

Übersetzt von Max Meyerfeld.

I.

Historische Kritik tritt in der Zivilisation oder der Literatur eines Volkes nirgends als alleinstehende Erscheinung auf. Sie bildet einen Bestandteil jenes auf Befreiung hinwirkenden Komplexes, den man als die Auflehnung gegen die Autorität bezeichnen kann. Sie ist lediglich eine Facette jenes Neuerungsgeistes, der, in Handlung umgesetzt, zur Demokratie und zur Revolution führt und im Bereich des Denkens der Vater der Philosophie und der Naturwissenschaft ist; und ihre Bedeutung als Faktor des Fortschritts beruht nicht so sehr auf den Ergebnissen, zu denen sie gelangt, wie auf der Denkweise, die sie darstellt, und der Methode, mit der sie arbeitet.

Da sie also die Resultante von im wesentlichen revolutionären Kräften ist, findet man sie nicht in der alten Welt bei den despotischen Staaten Asiens oder in der stagnierenden Kultur Agyptens. Die Tongylinder Assyriens und Babelniens, die Hieroglyphen der Pyramiden sind nicht Geschichte, sondern Geschichtsmaterial.

Die chinesischen Chroniken, die bis zu dem barbarischen Waldleben der Nation hinaufreichen, zeichnen sich durch eine Nüchternheit des Urtheils, einen Mangel an Erfindung aus, wie sie im Schrifttum kaum eines Volkes noch einmal begegnen; aber der konservative Geist, der für dies Volk charakteristisch ist, erwies sich ihrer Literatur ebenso verhängnisvoll wie ihrem Geschäftsleben. Freie Kritik ist so unbekannt wie Freihandel, während bei den Hindus der scharfe, analytische, logische Verstand mehr auf Sprachkritik und Philosophie als auf Geschichte oder Chronologie gerichtet ist — ja, in der Geschichte scheint ihre Phantasie außer Rand und Band gewesen zu sein: Legende und Tatsache sind so unlöslich mit einander vermischt, daß jeder Versuch, sie zu trennen, vergeblich scheint; wenn wir von der Identifizierung des griechischen Sandracottus mit dem indischen Chandragupta absehen, haben wir tatsächlich keinen Anhaltspunkt, die Wahrheit ihrer Schriften zu erweisen oder ihre Forschungsmethode nachzuprüfen.

Bei dem hellenischen Zweig der indogermanischen Rasse findet sich Geschichte im eigentlichen Sinne sowie der Geist der historischen Kritik; bei jenem wundervollen Schößling der urzeitlichen Arier, den wir mit dem Namen Griechen bezeichnen, und dem wir, wie gut bemerkt worden ist, alle Bewegung in der Welt

verdanken, mit Ausnahme der blinden Naturkräfte.

Denn von dem Tag an, da sie die frostige Hochebene Tibets verließen und als ein Nomadenvolk an die Gestade des Ägäischen Meeres zogen, war das Streben nach Licht das Merkmal ihres Wesens, und der Geist der historischen Kritik gehört zu jener wunderbaren „Aufklärung“, die wie eine große Lichtflut über die griechische Rasse ungefähr im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt hereingebrochen ist.

L' esprit d' un siècle ne naît pas et ne meurt pas à jour fixé, und der erste Kritiker ist vielleicht so schwer zu entdecken wie der erste Mensch. Von der Demokratie borgt der Geist der Kritik seine Unduldsamkeit gegenüber dem Autoritätsdogma, von der Naturwissenschaft die bestehenden Übereinstimmungen von Gesetzmäßigkeit und Ordnung, von der Philosophie den Begriff einer Wesenseinheit, die den zusammengesetzten Erscheinungsformen zugrunde liegt, und er taucht zuerst mehr als eine veränderte Geistesrichtung auf denn als ein Forschungsprinzip, und sein frühester Einfluß findet sich in den heiligen Schriften.

Denn die Menschen fangen zuerst in Fragen der Religion an zu zweifeln, erst nachher in Angelegenheiten von weltlicherem Interesse; und was das Wesen des Geistes der historischen Kritik selbst anlangt in seiner letzten Entwick-

lung, so beschränkt er sich nicht bloß auf die empirische Methode der Bestimmung, ob ein Ereignis stattgefunden hat oder nicht, sondern befaßt sich auch damit, die Gründe der Ereignisse aufzuspüren, mit den allgemeinen Beziehungen, die unter den Erscheinungen des Lebens bestehen, und läuft letzten Endes in die umfassendere Frage nach der Philosophie der Geschichte aus.

Während also die Wirkungen der historischen Kritik auf diesen beiden Gebieten der heiligen und der profanen Geschichte in der Hauptsache Kundgebungen desselben Geistes sind, gehen trotzdem ihre Methoden so weit auseinander, sind die Grundsätze der Beweismittel so völlig verschieden und die Motive in jedem Falle so wenig verwandt, daß es zum Zwecke einer klaren Würdigung des Fortschritts, den das griechische Denken zeigt, nötig sein wird, diese beiden Fragen gänzlich von einander gesondert zu betrachten. Ich werde also in beiden Fällen die Schriftsteller in chronologischer Ordnung folgen lassen, da sie die vernunftgemäße Ordnung darstellt — womit nicht gesagt sein soll, daß die zeitliche Folge immer die Folge der Ideen ist, oder daß sich die Dialektik stets in so gerader Linie bewegt, wie Hegel ihr Fortschreiten auffaßt.

Im griechischen Denken, wie anderwärts, gibt es Perioden des Stillstands und offen-

kundigen Rückschritts, doch ihre geistige Entwicklung, nicht nur auf dem Boden historischer Kritik, sondern in ihrer Kunst, ihrer Poesie und Philosophie scheint so hervorragend normal, so frei von allen störenden äußeren Einflüssen, so ausgesprochen vernunftgemäß, daß, wenn wir den Spuren der Zeit folgen, wir tatsächlich in der von der Vernunft geheiligten Ordnung vorgehen werden.

II.

In einem frühen Stadium ihrer geistigen Entwicklung erreichten die Griechen den kritischen Punkt in der Geschichte jedes zivilisierten Volkes, wo die Spekulation in das Gebiet der geoffenbarten Wahrheit eindringt, wo die geistigen Ideale des Volkes hinauszuwachsen über die niedrigeren, materiellen Vorstellungen ihrer vom göttlichen Geiste getriebenen Schriftsteller und wo man es für unmöglich hält, den neuen Wein freien Denkens in die alten Schläuche eines engen, hemmenden Glaubens zu gießen.

Von ihren arischen Vorvätern hatten sie das verhängnisvolle Erbe einer mit unmoralischen, ungeheuerlichen Mären besetzten Mythologie überkommen, die die vernunftgemäße Einrichtung der Natur in einem Chaos von Wundern zu verbergen und durch den Vorwurf der Kuch-

Iosigkeit die vollendete Gottesnatur zu entstellen strebte — ein wahres Nessushemd, in dem der Herakles des Rationalismus mit knapper Not der Vernichtung entging. Während aber unzweifelhaft die Lehren des Thales und die bestechende Übereinstimmung von Gesetzmäßigkeit und Ordnung, wie sie die Naturwissenschaft bietet, äußerst wichtige Kräfte waren, das Aufkommen des skeptischen Geistes zu fördern, war doch die ethische Seite der griechischen Mythologie vornehmlich dem Angriff ausgesetzt.

Es ist schwer, den Volksglauben an Wunder zu erschüttern, aber niemand wird Sünde und Unfittlichkeit als Attribute des von ihm verehrten Ideals zulassen; so zeigen sich die ersten Anzeichen einer neuen Gedankenrichtung in dem leidenschaftlichen Ausschrei eines Xenophanes und Heraklit gegen das Schlechte, das Homer den Söhnen Gottes nachgesagt hat; und in der dem Pythagoras nacherzählten Geschichte, daß er die „beiden Gründer der griechischen Theologie“ in der Hölle habe peinigen sehen, können wir den Beginn der „Aufklärung“ so deutlich erkennen, wie wir die Reformation in Dantes „Inferno“ ihre Schatten vorauswerfen sehen.

Jeder ehrliche Glaube an die schlichte Wahrheit dieser Geschichten erlag also bald den vernichtenden Wirkungen der sich naturgemäß auf

dem Gebiete der Ethik äuffernden Kritik dieser Schule; jedoch die orthodoxe Partei fand so gleich, wie es ihre Art ist, ein bequemes Obdach unter dem Schild der Lehre von den Gleichnissen und geheimen Bedeutungen.

Dieser allegorischen Schule galt die Erzählung von dem Kampf um die Mauern Trojas als Mysterium, hinter dem, wie hinter einem Schleier, gewisse moralische und physische Wahrheiten verborgen waren. Der Streit zwischen Athenen und Ares war der ewige Streit zwischen vernünftigem Denken und der rohen Gewalt der Unwissenheit; die Pfeile, die im Köcher des „Fernhinterschlägers“ klrirten, waren nicht mehr die Raubwerkzeuge, die von dem goldenen Bogen des Götterkinde abgeschossen wurden, sondern die gewöhnlichen Strahlen der Sonne, die selbst nur eine träge Masse glühenden Metalls war.

Die moderne Forschung hat mit der Unbarmherzigkeit philiströser Analyse die trojanische Helena schließlich zu einem Symbol der Dämmerung erniedrigt. Philister gab es auch unter den Griechen, die in dem *Ἄναξ ἀνδρῶν* ein bloßes Gleichnis für atmosphärische Kraft sahen.

Während diese Sucht, nach Gleichnissen und versteckten Bedeutungen auszuschnauen, zu den Reimen historischer Kritik gezählt werden muß, war sie doch durchaus unwissenschaftlich. Die

ihr innenwohnende Schwäche wird klar dargelegt von Plato, der zeigte, daß, während diese Theorie zweifellos manche landläufige Legende erklärt, sie dennoch, wenn man sich überhaupt auf sie berufen will, zum allgemeinen Grundsatz erhoben werden müßte — eine Stellung, die er ihr keineswegs einräumen möchte.

Wie viele andere große Grundsätze hatte sie von ihren Schülern zu leiden und führte ihre eigene Widerlegung herbei, als man so weit ging, das Gewebe der Penelope als ein Gleichniß der Regeln formaler Lyrik anzusehen, wobei die Kette die Prämissen, der Einschlag den Schluß darstellte.

Indem Plato also die allegorische Deutung der heiligen Schriften als eine im höchsten Grade gefährliche Methode verwirft, die entweder zu viel oder zu wenig beweise, kehrt er selbst zu der früheren Form des Angriffs zurück und schreibt aufs neue Geschichte mit einer didaktischen Tendenz, indem er gewisse ethische Leitsätze der historischen Kritik aufstellt. Gott ist gut; Gott ist gerecht; Gott ist wahrhaftig; Gott ist frei von den gemeinen Leidenschaften der Menschen. Das sind die Kriterien, auf die wir die Erzählungen der griechischen Religion zu bringen haben.

„Gott bestimmt keinen Menschen im voraus zum Verderben und sendet auch nicht Verderbung über unschuldige Städte; er wandelt

nie in seltsamer Verkleidung auf Erden und braucht um den Tod seines geliebten Sohnes zu trauern. Fort mit den Tränen um Sarpedon, dem lügnerischen Traum, der Agamemnon geschickt wurde, und dem Märchen von dem gebrochenen Vertrag!“ *)

Ähnliche ethische Leitsätze werden auf die Berichte von den Heroen der Vorzeit angewandt, und vermittels derselben aprioristischen Prinzipien wird Achilles von den Vorwürfen der Habgier und der Anmaßung losgesprochen an einer Stelle, die man als ersten Beleg anführen kann für jenes sogenannte Weißwaschen großer Männer, das in unseren Tagen so im Schwange ist, wo Catilina und Clodius als ehrenwerte, weitsichtige Politiker hingestellt werden, wo „eine edle und gute Natur“ für Tiberius in Anspruch genommen und Nero von dem schmachvollen Erbe befreit wird, ein Dilettant vom reinsten Wasser zu sein, dessen moralische Verfehlungen durch seinen erlesenen künstlerischen Sinn und seinen herrlichen Tenor mehr als entschuldigt sind.

Über neben dem allegorischen Erklärungsprinzip und dem ethischen Wiederaufbau der Geschichte gab es eine dritte Theorie, die man die halbhistorische nennen kann und die sich an den Namen des Euhemeros heftet, obgleich er keineswegs der erste war, der sie vertrat.

*) Plato, Staat, Buch II, p. 380; III, p. 388, 391.

Wilde. Betrachtungen.

Indem sich dieser leichte Philosoph auf ein erdichtetes Denkmal berief, das er auf der Insel Panchaia gefunden haben wollte und das eine von Zeus errichtete Säule sein sollte, die die Vorfälle seiner Herrschaft auf Erden ausführlich erzählte, versuchte er darzutun, daß die Götter und Heroen des alten Griechenlands nichts weiter seien als „gewöhnliche Sterbliche, deren Taten sehr übertrieben und fälschlich dargestellt worden seien“, und daß die wahre Aufgabe der historischen Kritik mit Bezug auf die Behandlung der Mythen sei, das Unglaubliche vernunftmäßig zu erklären und den glaubhaften Rest als wirkliche Wahrheit auszugeben.

Ihm und seiner Schule waren z. B. die Kentauren, jene mythischen Söhne des Sturms — absonderliche Bindeglieder zwischen dem Leben der Menschen und dem der Tiere — lediglich einige junge Leute aus dem Dorfe Nephelē in Thessalien, die sich durch ihre sportlichen Neigungen auszeichneten; und die „lebende Ernte gerüsteter Ritter“, die so geheimnisvoll den Zähnen des Drachen entsprang, nichts weiter als eine Schar von Söldnertruppen, die von dem Verdienst einer glücklichen Spekulation in Elfenbein lebte; und Actaeon war ihm ein gewöhnlicher Oberjagdmeister, der vor den Tagen der Jagdeinladungen lebte und von seiner Meute arm gefressen wurde!

Daß unter der schillernden Oberfläche von Mythe und Legende eine Schicht historischer Thatfachen liegen kann, ist eine Behauptung, die durch die modernen Forschungen über das Wesen des mythenerzeugenden Geistes in nachchristlicher Zeit außerordentlich wahrscheinlich geworden ist. Karl der Große und Roland, der heilige Franziskus und Wilhelm Tell sind darum nicht minder wirkliche Persönlichkeiten, weil ihre Geschichte reich ist an erdichteten und unglaublichen Zügen, aber worauf es in allen Fällen vornehmlich ankommt, ist eine unabhängige, äußere Bestätigung, wie sie durch die Erwähnung Rolands und Roncesvalles' in der Chronik des Eginhard geboten wird oder (auf dem Gebiete der griechischen Legende) durch die Ausgrabungen bei Hissarlik. Eine mythische Erzählung jedoch ihres Kerns übernatürlicher Elemente berauben und die trockene Schale, die man so erlangt, als historische Thatfache ausgeben: das heißt, wie treffend bemerkt worden ist, die wahre Methode des Forschens völlig verkennen und Wahrscheinlichkeit der Wahrheit gleich setzen.

Und was den kritischen Punkt angeht, den Palaiphatos, Strabo und Polybios nachdrücklich hervorgehoben haben, daß reine Erfindung bei Homer undenkbar sei, so dürfen wir das ohne Skrupel hinnehmen, denn Mythen entstehen wie Verfassungen allmählich und bilden

sich nicht an einem Tage. Aber zwischen der vorsätzlichen Schöpfung eines Dichters und historischer Genauigkeit liegt ein weites Feld für die Betätigung des mythenerschaffenden Vermögens.

Diese euhemeristische Theorie wurde als eine besonders philosophische und kritische Methode von den unwissenschaftlichen Römern begrüßt, bei denen sie Ennius eingeführt hat, der Bahnbrecher des kosmopolitischen Griechentums, und sie blieb bezeichnend für die Art antiken Denkens im Bereich der Mythologie bis zum Aufkommen des Christentums, wo sie von Schriftstellern wie Augustin und Minucius Felix in eine furchtbare Waffe zum Angriff auf das Heidentum verwandelt wurde. Damals wurde sie von all denen aufgegeben, die noch vor Athene oder Zeus das Knie beugten, und, ermutigt von den philosophischen Mystikern in Alexandria, fand eine allgemeine Rückkehr zu dem allegorischen Deutungsprinzip statt, als zu dem einzigen Mittel, die Gottheiten des Olymp gegen die titanischen Angriffe des neuen galiläischen Gottes zu schützen; wie erfolglos die Verteidigung war, kann uns am besten die im Herzen des Pantheon aufgestellte Statue Marias sagen.

Religionen mögen immerhin aufgesogen werden, doch sie werden nie widerlegt, und die Erzählungen der griechischen Mythologie

tauchen, von dem läuternden Einfluß des Christentums vergeistigt, in vielen Theilen des südlichen Europas wieder in unseren Tagen auf. Die alte Sage, daß die griechischen Götter bei der neuen Religion unter angenommenem Namen in Dienst traten, birgt mehr Wahrheit, als die meisten darin sehen möchten.

Nachdem ich nun den Fortschritt der historischen Kritik in der besonderen Behandlung von Mythe und Legende verfolgt habe, werde ich dazu übergehen, die Form zu untersuchen, in der sich derselbe Geist offenbarte mit Bezug auf das, was man weltliche Geschichte und weltliche Geschichtsschreiber nennen kann. Das durchschrittene Feld wird sich in mancher Hinsicht als dasselbe erweisen, aber die innerliche Stellung, der Geist, der Beweggrund der Forschung sind samt und sonders verändert.

Es gab Helden vor dem Sohne des Atrous und Geschichtsschreiber vor Herodot, doch mit Recht wird dieser als der Vater der Geschichte gefeiert, denn in ihm entdecken wir nicht nur die empirische Verbindung von Ursache und Wirkung, sondern den beständigen Hinweis auf Gesetze, der das Merkmal des eigentlichen Historikers ist.

Denn alle Geschichte muß durchaus universell sein; nicht in dem Sinne, daß sie alle gleichzeitigen Ereignisse der Vergangenheit umspannt, sondern durch das Allumfassende der

zur Anwendung gelangenden Leitsätze. Und die großen Grundgedanken, die sich einheitlich durch das Werk Herodots ziehen, sind selbst vom modernen Denken noch nicht widerlegt. Die unmittelbare Herrschaft Gottes über die Welt, die Vergeltung und Strafe, die Sünde und Hochmut unwandelbar mit sich bringen, die Art, wie Gott seine Absicht seinem Volke offenbart durch Zeichen und Omina, durch Wunder und Prophezeiung: das sind für Herodot die Gesetze, welche die Erscheinungen der Geschichte beherrschen. Er ist in erster Linie der Typus des übernatürlichen Historikers; seine Augen sind stets angestrengt darauf gerichtet, den Geist Gottes zu erkennen, der sich über die Oberfläche der Wasser des Lebens bewegt; er befaßt sich mehr mit den letzten als mit den sichtbaren Ursachen.

Doch wir können bei ihm die Anfänge jenes historischen Sinnes erkennen, welcher der vernunftgemäße Vorläufer der Wissenschaft von der historischen Kritik ist, das *φυσικὸν κριτήριον*, um die Worte eines griechischen Schriftstellers zu gebrauchen, das dem entgegensteht, was entweder der *τέχνη*, oder der *ἰδρυτική* entspringt.

Er hat das Tal des Glaubens durchschritten und hat einen Blick von den sonnebeglänzten Höhen der Vernunft erhascht; aber wie alle, die zwar das Übernatürliche hinnehmen, aber die Leitsätze des Rationalismus anzuwenden

versuchen, ist er durchaus schwankend. Um daß Wesen dieses historischen Sinnes bei Herodot besser zu würdigen, wird es nötig sein, die verschiedenen Formen der Kritik, in denen er zutage tritt, des näheren zu prüfen.

So sagenhafte Erzählungen, wie die vom Phönix, von den bocksbeinigen Männern, von den Wesen, die keinen Kopf und die Augen auf der Brust hatten, von den Menschen, die sechs Monate im Jahre schliefen (Τόδο ὄν ἐνδέχομαι τὴν ἀρχήν), von dem Werwolf der Neurer und dergleichen, werden von ihm verworfen als der gewöhnlichen Lebenserfahrung zuwiderlaufend und den Naturgesetzen, deren allgemeine Geltung die frühen griechischen Naturphilosophen der denkenden Welt schon mitgeteilt hatten. Andere Legenden, wie die, daß Aëros von einer Hündin gefäugt worden sei, oder der Federregen im nördlichen Europa werden vernunftgemäß ausgelegt und mit dem Namen eines Weibes und einem Schneegeföber erklärt. Der übernatürliche Ursprung der Skythen aus der Verbindung des Herkules und dem Ungeheuer Echidna wird von ihm beiseite gesetzt zugunsten des wahrscheinlicheren Berichts, daß sie ein von den Massageten aus Asien vertriebener Nomadenstamm waren; und er beruft sich auf die Lokalnamen ihres Landes zum Beweise der Tatsache, daß die Kimmerier die ursprünglichen Herren waren.

Über im Falle Herodots wird es lehrreicher sein, von Einzelheiten dieser Art zu Fragen von allgemeiner Gültigkeit überzugehen, deren richtige Auffassung mehr von einer gewissen Veranlagung abhängt als von der Möglichkeit formulierter Regeln — Fragen, die keinen unwichtigen Bestandteil der wissenschaftlichen Geschichte bilden; denn man muß sich stets vor Augen halten, daß die Leitsätze der historischen Kritik durchaus verschieden sind von denen des gerichtlichen Beweisverfahrens, denn sie können nicht wie diese jedem Durchschnittsverständnis klar gemacht werden, sondern wenden sich an eine gewisse historische Begabung, die sich auf Lebenserfahrung stützt. Außerdem stehen die Regeln für die Aufnahme der Zeugenaussagen vor Gericht ein für allemal fest, während die Wissenschaft der historischen Kritik durchaus im Aufsteigen begriffen ist und sich mit dem fortschreitenden Geiste jedes Zeitalters ändert.

Von allen Leitsätzen historischer Kritik ist nun aber keiner wichtiger als der, welcher auf der psychologischen Wahrscheinlichkeit beruht.

Auf Grund seiner Kenntnis der Menschen- natur verwirft Herodot die Anwesenheit Helenas innerhalb der trojanischen Mauern. Wäre sie dort gewesen, sagt er, so wären Priamos und seine Sippe nie so verrückt (*φρενοβλαβεις*) gewesen, sie nicht herauszugeben, da sie und ihre Kinder und ihre Stadt in solcher

Gefahr schwebten (II, 120); und was die Autorität Homers betrifft, so zeigen einige beiläufige Stellen in seinem Gedicht, daß er von dem Aufenthalt Helenas in Aegypten während der Belagerung wußte, sich jedoch für die andere Erzählung entschied, da sie für ein Epos ein geeigneteres Motiv war. Ebenso glaubt er nicht, daß die Alkmäoniden, eine Familie, die stets Tyrannenhasser (*μισοτύραννοι*) gewesen war und der Athen sogar noch mehr als dem Harmodios und Aristogeiton seine Freiheit verdankte, je den Verrat begangen hätten, nach der Schlacht bei Marathon einen Schild hochzuhalten als ein Zeichen für das persische Heer, die Stadt zu überfallen. Ein Schild — das räumt er ein — wurde hochgehalten, aber es konnte unmöglich von solchen Freunden der Freiheit ausgegangen sein wie dem Hause des Alkmäon; und er will auch nicht glauben, daß ein großer König wie Rhampsinitos seine Tochter veranlaßt habe, *κατίσσι ἐπ' ὀλίγητος*.

An anderen Stellen schließt er aus allgemeineren Wahrscheinlichkeitserwägungen: eine griechische Hetäre wie Rhodopis wäre schwerlich reich genug gewesen, eine Pyramide zu bauen, und außerdem sei die Geschichte aus chronologischen Gründen unmöglich (II, 134).

An einer anderen Stelle (II, 63) berichtet er von dem gewaltsamen Einzug der Priester des Ares in den Tempel der Mutter des Gottes —

es scheint eine Art religiöses Parteigefecht gewesen zu sein, wobei Knüttel tüchtig Verwendung fanden (μάχη ἐβόλαι καρτερί) — und fügt dann hinzu: „Sie zerschlugen sich die Köpfe und viele sterben auch, wie ich glaube, an den Wunden; doch das wollen die Agypter nicht Wort haben“. Ein reizend naiver Zug begegnet gleichfalls in seiner Erzählung von dem berühmten griechischen Schwimmer, der eine Entfernung von achtzig Stadien durchschwamm, um seine Landsleute vor der Ankunft der Perser zu warnen. „Wenn ich mir indes“, sagt er, „eine Ansicht darüber erlauben darf, so möchte ich sagen, daß er in einem Boote kam“.

Manches in den hier zitierten Beispielen ist selbstverständlich ein wenig trivial, aber bei einem Schriftsteller wie Herodot, der an der Markscheide zwischen Glauben und Rationalismus steht, beobachtet man mit Freuden noch die winzigsten Spuren des kritischen und skeptischen Forschungsgeistes in seinen Anfängen.

Wie merkwürdig es im Grunde mit ihm bestellt war, kann wohl am besten dargetan werden durch einen Hinweis auf solche Stellen, wo er rationalistische Gesichtspunkte auf Gegenstände der Religion anwendet. Er bestreitet tatsächlich nirgends die moralischen und wissenschaftlichen Schwierigkeiten der griechischen

Bibel, und wo er die Wundertaten des Herkules in Ägypten als unglaublich verwirft, tut er es mit der besonderen Begründung, daß Herkules noch nicht unter die Götter aufgenommen worden und daher noch den gewöhnlichen Bedingungen des Menschenlebens unterworfen war (ἔτι ἄνθρωπον ἐόντα).

Sogar innerhalb dieser Grenzen scheint sich indes sein religiöses Gewissen über einen so kühnen Rationalismus beunruhigt gefühlt zu haben, und die Stelle (II, 45) schließt mit der frommen Hoffnung, Gott werde ihm verzeihen, daß er so weit gegangen sei. Die rationalistische Hauptstelle ist natürlich die, wo er den mythischen Bericht von der Gründung Dodonas verwirft. „Wie sollte wohl eine Taube mit menschlicher Stimme gesprochen haben?“ fragt er und erklärt den Vogel vernunftgemäß für eine ausländische Priesterin.

In ähnlicher Weise scheint er mehr zu dem Glauben zu neigen, daß der heftige Sturm bei Beginn des Perserkriegs sich aus gewöhnlichen atmosphärischen Gründen legte und nicht infolge der Beschwörungsformeln der Magier. Er nennt Melampus, in dem die Mehrzahl der Griechen einen des Gottes vollen Propheten sah, einen „weisen und mit Scherkraft begabten Mann“; und was das Wunder betrifft, daß von den äginetischen Statuen der uralten Gottheiten Damia und Auxesia erzählt

wird: sie seien auf die Knie gefallen, als die tempelschänderischen Athener sie fortzuschleppen trachteten, da sagt er: „Ich glaube das zwar nicht, vielleicht aber glaubt es ein anderer“.

So viel also von dem rationalistischen Geiste der historischen Kritik, so weit er in den Werken dieses großen, philosophischen Schriftstellers bestimmt hervortritt; aber zum Zwecke einer gerechten Würdigung seiner Stellung müssen wir auch erwähnen, wie gut er den Wert dokumentarischer Zeugnisse kannte, den Gebrauch der Inschriften, die Wichtigkeit der Dichter, sofern sie auf Sitten und Bräuche sowohl wie historische Vorfälle Licht werfen. Kein Schriftsteller irgendeiner Zeit hat die Tatsache lebhafter erkannt, daß die Geschichte ein Zeugnisverfahren und daß es für den Historiker ebenso nötig ist, seine Glaubwürdigkeit darzutun, wie man vor einem Gerichtshof seine Zeugen beibringen muß.

Während wir jedoch bei Herodot das Aufkommen eines historischen Sinnes gewahren können, dürfen wir nicht blind sein gegenüber der großen Zahl von Fällen, wo er übernatürliche Einflüsse als Teil der gewöhnlichen Lebenskräfte hinnimmt. Im Vergleich mit Thukydides, der ihm in der Entwicklung der Geschichte folgte, erscheint er fast wie ein mittelalterlicher Schriftsteller neben einem modernen

Rationalisten. Denn wenn sie auch Zeitgenossen waren, zwischen diesen beiden Autoren liegt eine unendliche Gedankenkluft.

Der Hauptunterschied ihrer Methode wird vielleicht am besten erhellt durch solche Stellen, wo sie denselben Gegenstand behandeln. Die Hinrichtung der spartanischen Herolde Nikolaos und Aneristos während des peloponnesischen Krieges wird von Herodot als eines der übernatürlichen Beispiele von dem Walten der Nemesis und dem Zorn eines beschimpften Heroen betrachtet; und während sich die langwierige Belagerung und die schließliche Einnahme Trojas abspielten, wollte die rächende Hand Gottes den Menschen die gewaltige Sühne offenbaren, die stets gewaltigen Sünden folgt. Thukydides jedoch sieht in beiden Ereignissen nicht oder will nicht sehen den Finger der Vorsehung oder die Bestrafung der Missethäter. Der Tod der Herolde ist einfach eine Wiedervergeltung der Athener für ähnliche Frevel, die von der gegnerischen Seite begangen worden waren; das lange, verzweifelte Ringen während der zehnjährigen Belagerung hat einfach in dem Mangel an guter Verpflegung im griechischen Heere seinen Grund, und die Einnahme der Stadt ist das Ergebnis eines gemeinsamen militärischen Angriffs, der durch eine gute Versorgung mit Proviant ermöglicht wurde.

Nun muß man bemerken, daß an dieser Stelle und auch sonst Thukydides in keinem Sinne des Wortes ein Skeptiker ist in seiner Haltung gegenüber der Wahrheit dieser alten Legenden.

Agamemnon und Atreus, Theseus und Eurystheus, sogar Minos, an dem Herodot seine Zweifel hegte, sind ihm wirkliche Persönlichkeiten wie Alkibiades oder Gylippos. Die wichtigsten Punkte seiner historischen Kritik der Vergangenheit sind: 1. er verwirft alle außernatürliche Einmischung, und 2. er legt diesen alten Helden die Motive und Denkformen seiner eigenen Zeit bei. Die Gegenwart war ihm der Schlüssel zur Erklärung der Vergangenheit wie zur Prophezeiung der Zukunft.

Was nun seine Stellung zum Übernatürlichen angeht, so ist er im Einklang mit moderner Wissenschaft. Auch uns ist bekannt, daß, ebenso wie uns die urzeitlichen Kohlenlager die Spuren von Regentropfen und anderen atmosphärischen Erscheinungen enthüllen, die denen unserer eigenen Tage ähnlich sind, bei der Schätzung der Geschichte der Vergangenheit die Einführung keiner Kraft erlaubt sein darf, deren Wirken wir nicht inmitten der uns umgebenden Erscheinungen beobachten können. Grundsätze von ultrahistorischer Glaubhaftigkeit aufzustellen, um Ereign-

nisse zu erklären, die zufällig ein paar tausend Jahre vor uns liegen, ist so durchaus unwissenschaftlich, wie wenn man übernatürliche in geologische Theorien hineinmengt.

Wie beschaffen auch der Kanon der Kunst sein mochte, in der Geschichte gibt es keine größere Schwierigkeit als die Einführung eines θεός ἀπό μηχανῆς zu rechtfertigen, sofern die Naturgesetze dadurch verletzt werden.

Mit dem anderen Punkt verfällt Thukydides jedoch in einen Anachronismus. Das Vorhandensein ritterlicher und selbstverleugnender Motive bei den Helden des trojanischen Feldzugs abstreiten zu wollen, weil er sie bei den parteisüchtigen Athenern seiner Zeit nicht sah, das zeigt eine gänzliche Unkenntnis der mannigfachen Eigenschaften des menschlichen Charakters, der sich unter verschiedenen Umständen bildet, und einem angestammten Herrscher wie Agamemnon die auf Überzeugung begründete Autorität absprechen, der wir den Namen göttliches Recht beilegen, heißt in einen ebenso schweren historischen Irrtum verfallen, wie dem Utreus Liebedienerei vor dem Volke (τραπεζαπειροῦσα τὸν δῆμον) im Hinblick auf den Thron Mykenäs vorwerfen.

Nachdem wir so die allgemeine Methode der historischen Kritik, die Thukydides eingeschlagen, aufgezeigt haben, bleibt noch die Aufgabe, zu Einzelheiten überzugehen mit Berück-

sichtigung der besonderen Punkte, wo er für sich selbst eine rationalistischere Methode, Zeugenaussagen zu schätzen, in Anspruch nimmt, als sie das Publikum oder seine Vorgänger befaßen. „So wenig Mühe,“ bemerkt er, „geben sich die meisten Menschen bei der Erforschung der Wahrheit, indem sie sich mit dem ersten besten begnügen“, daß die Mehrzahl der Griechen an eine pitanatische Kotte des spartanischen Heeres glaubte und an die zwei Stimmen, die das Vorrecht der spartanischen Könige waren, obwohl beide Ansichten in Wirklichkeit keine Begründung hatten. Aber der Hauptpunkt, auf den er Gewicht legt, um die unkritische Art zu erweisen, wie die Menschen Legenden hinnehmen, selbst die Legenden ihres Vaterlandes, ist die völlige Haltlosigkeit der allgemein verbreiteten athenischen Tradition, wonach Harmobios und Aristogeiton als die patriotischen Befreier Athens von der Tyrannei der Peisistratiden galten. Weit davon entfernt, führt er aus, daß die Liebe zur Freiheit ihr Beweggrund war, wurden vielmehr beide von rein persönlichen Erwägungen geleitet: Aristogeiton, weil er eiferfüchtig war auf die Gunstbeweise, die Hipparchos dem Harmobios, einem schönen jungen Mann in der Blüte griechischer Anmut, zuteil werden ließ, während dieser über eine seiner Schwestern von dem

Fürsten widerfahrrene Beleidigung entrüstet war.

Ihre Beweggründe waren also persönliche Rache, und das Ergebnis ihrer Verschwörung diente nur dazu, die Ketten der Knechtschaft, die Athen an das Haus der Peisistratiden fesselten, noch fester zu schmieden, denn der von ihnen getödete Hipparch war nur der jüngere Bruder des Tyrannen und nicht der Tyrann selbst.

Um seine Theorie zu beweisen, daß Hippias der ältere war, beruft er sich auf das Zeugnis einer öffentlichen Inschrift, in der sein Name unmittelbar hinter dem seines Vaters steht — ein Punkt, der seiner Ansicht nach zeigt, daß er der Älteste war und folglich auch der Erbe. Diese Auffassung erhärtet er weiterhin durch eine zweite Inschrift auf dem Altar des Apollo, die die Kinder des Hippias und nicht die seines Bruders erwähnt; „denn es war ganz natürlich, daß der Älteste zuerst heiratete“; und außerdem weist er auf der Grundlage der allgemeinen Wahrscheinlichkeit nach, daß, wäre Hippias der Jüngere gewesen, er nicht so leicht beim Tode des Hipparch die Herrschaft behauptet hätte.

Das Wichtige also bei Thukydides, das sich in seiner Behandlung der Legende im allgemeinen verrät, sind nicht die Resultate, zu denen er gelangt, sondern die Methode, mit der er arbeitet. Als erster großer rationalisti-

scher Historiker hat er sozusagen den Weg gepflastert für alle, die nach ihm kamen. Man muß sich allerdings stets daran erinnern, daß, während in seinen Büchern das völlige Fehlen alles mystischen Brunkes der übernatürlichen Lebensauffassung ein weiterer Fortschritt des Rationalismus ist und ein Markstein in der wissenschaftlichen Geschichte, dessen Bedeutung nie hoch genug angeschlagen werden kann, wir trotzdem daneben jede Erwähnung der mannigfachen sozialen und ökonomischen Kräfte völlig vermissen, die in der Entwicklung der Welt so wichtige Faktoren bilden und denen Herodot mit Fug einen hervorragenden Platz in seinem unsterblichen Werke eingeräumt hat. Die Geschichte des Thukydides ist durchaus einseitig und unvollständig. Die verworrenen Einzelheiten über Belagerungen und Schlachten, womit der wahre Historiker tatsächlich nichts zu schaffen hat außer bis zu dem Grade, als sie auf den Geist des Zeitalters Licht werfen, gäben wir gerne preis für einige Kenntnis von dem Zustande der privaten Gesellschaft in Athen und von dem Einfluß und der Stellung der Frauen.

Es gibt eine höhere Stufe in der Methode der historischen Kritik; es gibt eine höhere Stufe in der Auffassung und Begründung der Geschichte selbst; denn bei Thukydides kann man die natürliche Reaktion erkennen gegen das Eindringen didaktischer und theologischer

Erwägungen in den Bezirk des reinen Verstandes, die man bei Euripides in der Behandlung der Tragödie und in den späteren Kunstschulen sowohl wie in der Auffassung Platons von der Wissenschaft finden kann.

Die Geschichte bietet unzweifelhaft glänzende Aufgaben zu unserer Belehrung, genau wie alle gute Kunst als Herold der edelsten Wahrheit zu uns kommt. Aber dem Maler oder dem Historiker die Einschärfung moralischer Lehren als ein gewissenhaft zu verfolgendes Ziel hinstellen, heißt den wahren Gegenstand und das Wesen der Kunst wie der Geschichte gleichermaßen völlig verfehlen; in dem einen Fall ist dies, Schönheit zu schaffen, in dem anderen, die Gesetze für die Evolution des Fortschritts ausfindig zu machen: „Il ne faut demander de l'Art que l'Art, du passé que le passé.“

Herodot schrieb, um die wunderbaren Wege der Vorsehung und die Nemesis zu erläutern, die die Sünde ereilt, und sein Werk ist ein gutes Beispiel für die Wahrheit, daß nichts der Kritik so sehr entraten kann als eine moralische Tendenz. Thukydides hat keinen Glauben zu predigen, keine Lehre zu erweisen. Er analysiert die Ergebnisse, die aus gewissen früheren Ereignissen unvermeidlich folgen, damit bei einer Wiederkehr derselben entschei-

denden Vorfälle die Menschen wissen, wie sie zu handeln haben.

Er hatte den Zweck, die Gesetze der Vergangenheit zu entdecken, so daß sie als Licht dienen sollten, die Zukunft zu erhellen. Wir dürfen die Erkenntnis von der Nützlichkeit der Geschichte nicht mit irgendwelchen Ideen lehrhafter Art verwechseln. Noch zwei Punkte bleiben uns bei Thukydides zu betrachten: seine Behandlung der Anfänge griechischer Zivilisation und des ursprünglichen Zustands in Hellas, und ferner die Frage, wie weit man wirklich von ihm sagen kann, er habe die Existenz der Gesetze erkannt, welche die verwickeltesten Erscheinungen des Lebens regeln.

III.

Die Erforschung der beiden großen Probleme des Ursprungs der Gesellschaft nimmt eine so wichtige Stellung in der Entwicklung griechischen Denkens ein, daß es, um eine klare Vorstellung von dem Wirken des kritischen Geistes zu erlangen, nötig sein wird, ihre Anfänge und ihren wissenschaftlichen Werdegang, wie sie nicht nur in den Werken der eigentlichen Historiker zutage treten, sondern auch in den philosophischen Abhandlungen Platons und Aristoteles', ausführlich zu verfolgen. Die

Bedeutung, die diesen beiden großen Denkern im Fortschreiten der historischen Kritik zukommt, kann schwerlich überschätzt werden. Ich meine nicht nur mit Bezug auf ihre Behandlung der griechischen Bibel und auf Platos Bemühungen, die heilige Geschichte von ihrer Unfittlichkeit zu säubern durch die Anwendung ethischer Grundsätze zu der Zeit, als Aristoteles begann, das Fundament der Wunder durch seine wissenschaftliche Auffassung vom Gesetz zu untergraben, sondern auch im Hinblick auf die beiden umfassenderen Fragen nach dem Ursprung staatlicher Einrichtungen und der Geschichtssphilosophie.

Was zunächst die landläufigen Theorien vom Urzustand der Gesellschaft betrifft, so gingen die Meinungen in der hellenischen Gesellschaft weit auseinander, gerade wie heute. Denn während der weitaus größte Teil der orthodoxen Menge, als deren Vertreter Hesiod gelten kann, wie es sehr viele noch heutzutage tun, auf ein sagenhaftes Zeitalter unschuldiger Glückseligkeit zurückblickte, auf eine „bell' età dell' auro“, in der Sünde und Tod unbekannt waren und Männer und Frauen den Göttern glichen, sahen die hervorragendsten Geister wie Aristoteles und Plato, Aeschylus und viele andere Dichter *) in dem Urmenschen

*) Platos Gehege; Aeschylus' Gefesselter Prometheus.

„auf den höchsten Anhöhen gerettete Überbleibsel des Menschengeschlechts nach einer Überschwemmung, wie kleine Funken in der Asche“, „die keine Vorstellung hatten von Städten, Verfassung und Gesetzgebung“, „die das Leben wilder Tiere in sonnenlosen Höhlen lebten“, „deren einziges Gesetz das Überleben des Stärksten war“.

Und dies war auch die Ansicht des Thukydides, dessen sogenannte „*Archaeologia*“ eine äußerst wertvolle Untersuchung enthält über den frühen Zustand Griechenlands, worauf wir des näheren eingehen müssen.

Was nun die im allgemeinen von Thukydides zur Erläuterung der früheren Geschichte angewandten Mittel betrifft, so habe ich bereits ausgeführt, wie er zwar bekennt, daß „es das Streben jedes Dichters ist, zu übertreiben, wie jeder Chronist auf Kosten der Wahrheit anziehend zu sein sucht“, aber wie er doch in durchaus euhemeristischer Art annimmt, unter dem Schleier von Mythos und Legende sei eine rationale Tatsachengrundlage vorhanden, die sich durch die Methode entdecken lasse, alle übernatürliche Einmischung sowie irgendwelche ungewöhnlichen Beweggründe bei den Handelnden abzulehnen. Ganz im Einklange mit diesem Geist beruft er sich z. B. auf das homerische Beiwort ἀφνειός, das auf Korinth angewandt wird, zum Beweise für den frühen

Handelswohlstand dieser Stadt; auf die Tatsache, daß der Gattungsname ‚Hellenen‘ in der Ilias nicht begegnet, zur Bestätigung seiner Theorie von der völligen Uneinigkeit der griechischen Stämme in der Vorzeit; und er schließt aus der auf Agamemnon bezogenen Zeile: „Vielser Inseln war er und des ganzen Argos Gebieter“, daß seine Streitmacht teilweise auf der Flotte beruht haben muß, denn „Agamemnon hatte seinen Besitz auf dem festen Lande, und er hätte höchstens diejenigen Inseln behaupten können, welche nahe am festen Lande lagen, wosfern er nicht eine Flotte in See gehalten hätte“.

Indem er bis zu einem gewissen Grade die vergleichende Forschungsmethode vorwegnimmt, schließt er aus der Tatsache, daß die barbarischeren griechischen Stämme, wie die Atolier und Akarnanen, noch zu seiner Zeit Waffen trugen, daß dieser Brauch ursprünglich über das ganze Land verbreitet war. „Die Tatsache“, sagt er, „daß die Völker in diesen Teilen von Hellas noch heutzutage auf diese Weise leben, deutet auf eine Zeit, in der dieselbe Lebensart bei allen gleichmäßig eingeführt war“. Ähnlich zeigt er an einer anderen Stelle, wie man einen Beleg für seine Auffassung von der Achtbarkeit des Seeräubergewerbes in der Vorzeit darin findet, daß es „bei einigen Einwohnern des festen Landes als Ehre

galt, ein solches Unternehmen geschieht auszuführen“, wie auch in der That, daß die Frage: „Bist du ein Seeräuber?“ in der urzeitlichen Gesellschaft gang und gäbe war, wie man aus den Dichtern ersieht; und schließlich bemerkt er, nachdem er erzählt hat, daß die alte griechische Sitte, Sie den Ringkämpfen Gürtel zu tragen, noch bei den unziivilisierten asiatischen Stämmen üblich sei: „Dergleichen Gebräuche der alten Griechen, die mit den jetzt unter den Barbaren gewöhnlichen übereinstimmen, ließen sich noch mehr angeben“.

Mit Bezug auf die alten Städteüberreste führt er als Beweis für die Unsicherheit der griechischen Gesellschaft in früher Zeit die That an, daß ihre Städte *) immer in einiger Entfernung von dem Meere gebaut wurden, aber er verjäumt nicht, uns warnend darauf hinzuweisen, — und dieser Mahnung sollten alle Archäologen gedenken — daß wir kein Recht haben, aus den spärlichen Überbleibseln einer Stadt zu schließen, ihre legendäre Größe in ehemaligen Zeiten sei bloße Übertreibung. Wir sind nicht befugt, sagt er, die Überlieferung von der Größe der trojanischen Kriegsmacht von uns zu weisen, weil uns Mykenä und

*) Plato vertritt in seinen Gesetzen ziemlich dieselbe Ansicht über die Lage von Ikon inmitten der Flüsse der Ebene als Beweis, daß es erst lange nach der Überschwemmung gebaut wurde.

die anderen Städte jener Zeit klein und unbedeutend vorkommen. Denn wenn Lakädämon einmal öde werden sollte, so wäre jeder Altertumsforscher, der bloß nach seinen Ruinen urteilte, geneigt, die Erzählung von der spartanischen Vorherrschaft als eine eitle Legende zu betrachten; denn die Stadt ist nur nach altgriechischer Art eine Ansammlung von Dörfern und hat keine prächtigen öffentlichen Gebäude und Tempel, wie sie für Athen bezeichnend sind, dessen Trümmer so erstaunlich sein würden, daß sie den oberflächlichen Beobachter zu einer übertriebenen Schätzung der athenischen Macht verleiten würden. Nichts kann wissenschaftlicher sein als die hier aufgestellten archäologischen Normen; ihre Wahrheit wird jedem schlagend bewiesen, der die wüsten Felder der Ebene des Eurotas einmal mit den stattlichen Denkmälern der Akropolis von Athen verglichen hat.*)

Andererseits ist sich Thukydides des Wertes, den das positive Beweismaterial archäologischer Trümmer bietet, vollauf bewußt. Er beruft sich z. B. auf das Gepräge der in den delischen

*) Plutarch bemerkt, das einzige Zeugnis, das Griechenland dafür besitze, daß die legendäre Macht Athens weder ein Roman noch ein Märchen sei, bildeten die öffentlichen und heiligen Gebäude. Dies ist ein Beispiel für die übertriebene Wichtigkeit, die Ruinen beigelegt wird, wovor uns Thukydides warnt.

Gewölben gefundenen Rüstung und die besondere Art der Bestattung, um seine Ansicht von dem Überwiegen des karischen Elements unter den frühen Inselbewohnern zu bekräftigen, auf die Zusammendrängung aller Tempel entweder auf der Akropolis oder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, auf den Namen ἄστυ, unter dem sie noch bekannt war, und die außergewöhnliche Heiligkeit des dortigen Quells zum Beweis dafür, daß die ehemalige Stadt ursprünglich auf die Burg und den unmittelbar darunter liegenden Bezirk beschränkt war (II, 15). Und endlich, ganz am Beginn seiner Geschichte, wo er eine der wissenschaftlichsten modernen Methoden vorwegnimmt, legt er dar, wie in frühen Kulturstaaten die ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens dazu angetan ist, die persönliche Wohlhabenheit des Einzelnen zu begünstigen und infolgedessen den normalen Fortschritt des Landes zu hemmen durch „das Entstehen von Parteien, jener unerschöpflichen Quelle des Verderbens“; und ebenso durch die Anziehungskraft, die sie für einen ausländischen Eindringling besitzt, einen beständigen Bevölkerungswechsel notwendig nach sich zieht, da eine Einwanderung der anderen folgt. Er erläutert seine Theorie durch den Hinweis auf die endlosen politischen Wirren, die für Arkadien, Thessalien und Bötien, die drei reichsten Landschaften in

Griechenland, bezeichnend waren, sowie durch das negative Beispiel von dem ungestörten Zustand Attikas in der Vorzeit, das von jeher durch die Trockenheit und Armut seines Bodens bemerkenswert war.

Während wir also unzweifelhaft in diesen Stellen die erste Ahnung vieler ganz moderner Forschungsgrundsätze erkennen dürfen, müssen wir doch bedenken, wie durchaus beschränkt der Umfang der „Archaeologia“ ist und wie gar keine Ansicht über die umfassenderen Fragen nach den allgemeinen Bedingungen der Anfänge und des Fortschritts der Menschheit dargeboten wird — ein Problem, das zuerst in Platons „Staat“ wissenschaftlich erörtert wird.

Und gleich zu Beginn muß vorausgeschickt werden, daß das Studium des primitiven Menschen zwar eine durchaus induktive Wissenschaft ist, die mehr auf der Ansammlung von Beweismaterial als auf der Spekulation beruht, von den Griechen aber eher nach deduktiven Grundsätzen betrieben wurde. Thukydides bediente sich tatsächlich der günstigen Fälle, die ihm die ungleiche Entwicklung der Kultur in dem Griechenland seiner Zeit an die Hand gab, und scheint an den zitierten Stellen die vergleichende Methode geahnt zu haben. Aber wir finden nicht, daß sich spätere Schriftsteller der wundervoll genauen und malerischen Berichte bedienen, die Herodot von den Sitten

wilder Stämme gibt. Um ein Beispiel herauszugreifen, das sich in hohem Maße auf moderne Fragen bezieht: wir finden in den Werken dieses Weitgereisten die allmählichen und zunehmenden Stufen in der Entwicklung des Familienlebens klar dargelegt in dem bloß herdenmäßigen Zusammenhausen der Agathyrser, ihrer Stammverwandtschaft durch Weibergemeinschaft und dem Aufkommen eines Gefühls der Blutsverwandtschaft aus einem Zustand der Vielmännerei. Diese Völkerschaft stand damals auf dem Grenzgebiet zwischen der Verwandtschaft von mütterlicher Seite her und der Familie, dessen Auffindung den modernen Anthropologen solche Schwierigkeiten bereitet hat.

Die alten Schriftsteller halten indes einmütig daran fest, daß die Familie die letzte Gesellschaftseinheit sei, obgleich, wie ich gesagt habe, ein induktives Studium der primitiven Völker oder auch nur der Berichte, die Herodot von ihnen gibt, sie belehrt haben würde, daß — um Platos Ausdruck zu gebrauchen — die *oikos* *oikos* eines persönlichen Haushalts tatsächlich ein höchst komplizierter Begriff ist, der immer auf einer späten Kulturstufe auftaucht, zugleich mit der Erkenntnis vom Privatbesitz und von den Rechten des Individualismus.

Die Philologie, die sich in den Händen mo-

derner Forscher als ein so glänzendes Unter-
 suchungsmittel erwiesen hat, wurde also in
 alter Zeit auf zu unwissenschaftlicher Grundlage
 betrieben, um von großem Nutzen zu sein.
 Herodot führt aus, daß das Wort Eridanos
 seinem Wesen nach durchaus griechisch sei, daß
 folglich der Fluß, der angeblich um die Welt
 fließt, wahrscheinlich eine bloße Erfindung der
 Griechen sei. Indes zeigen seine Bemerkungen
 über die Sprache im allgemeinen, wie z. B.
 über Piromis und die Endungen der persi-
 schen Namen, auf wie fehlerhafter Grundlage
 seine Sprachkenntnis ruhte.

In den Bakchai des Euripides gibt es eine
 ungemein interessante Stelle, an der die un-
 sittlichen Erzählungen der griechischen Mytho-
 logie mit dem Mißverstehen von Worten und
 Gleichnissen erklärt werden, dem die moderne
 Wissenschaft den Namen einer Sprachkrank-
 heit beigelegt hat. Auf den ruchlosen Ratio-
 nalismus des Pentheus hin — einer Art des
 modernen Philisters — legt Teiresias, den
 man den Max Müller des thebanischen Epen-
 zyklus nennen darf, dar, daß die Erzählung
 von Dionys, der im Schenkel des Zeus ein-
 geschlossen war, in Wirklichkeit aus der sprach-
 lichen Verwechslung von $\mu\upsilon\sigma\acute{o}\varsigma$ und $\theta\epsilon\mu\eta\sigma\acute{o}\varsigma$
 stammte.

Im ganzen dürfen wir jedoch sagen, denn
 ich habe nur diese beiden Fälle zitiert, um den

unwissenschaftlichen Charakter der frühen Philologie nachzuweisen, daß dieses wichtige Werkzeug zur Neuschöpfung der Geschichte der Vergangenheit von den Alten sicher nicht als ein Mittel der historischen Kritik verwandt wurde. Und die Alten bedienten sich ebenso wenig jener anderen, in unseren Tagen so vorteilhaft gebrauchten Methode, durch die wir im Symbolismus und in den Formeln einer vorgerückten Zivilisation unbewußte Überreste alter Bräuche entdecken können; denn während wir in dem Scheintraub der Braut bei einem Hochzeitsfeste, wie er in Wales unlängst noch üblich war, die zähe Erinnerung an die barbarische Sitte der Grogamie erkennen können, sahen die alten Schriftsteller darin nur die absichtliche Feier eines geschichtlichen Ereignisses.

Aristoteles erzählt uns nicht, durch welches Verfahren er ausfindig gemacht hat, daß die Griechen in uralter Zeit ihre Frauen zu kaufen pflegten, aber nach seinen allgemeinen Grundsätzen zu urteilen, geschah es wahrscheinlich durch eine Legende oder Mythe über die bis in seine Zeit hinein währende Gepflogenheit und nicht, wie wir es tun würden, durch Rückschlüsse aus den Hochzeitsgeschenken, die die Braut und ihre Verwandten empfangen. *)

*) Der Scheinlauf in der römischen Ehe per coemptionem war ursprünglich natürlich ein wirklicher Verkauf.

Drei Stellen in der Lebensbeschreibung des Theseus von Plutarch werden diesen Punkt ganz klar beleuchten; wir müssen hierbei etwas länger verweilen, da es wesentlich eine methodische Frage ist.

Der Ursprung der gewöhnlichen Lebensart „so und so viele Ochsen wert“, in der wir ein unbewußtes Überbleibsel eines rein hirtentmäßigen Zustands der Gesellschaft erkennen, ehe der Gebrauch von Metallen bekannt war, wird von Plutarch dem Umstand zugeschrieben, daß Theseus Geld mit einem Ochsenkopf geprägt habe. In ähnlicher Weise sagt er das Fest der Amathuster, bei dem ein junger Mann die Wehen eines kreißenden Weibes nachahmte, als einen zu Ehren der Ariadne eingefetzten Ritus auf und die Anbetung des Spargels bei den Karern einfach als eine Gedächtnisfeier des Erlebnisses der Nymphe Perigune. In dem ersten erkennen wir den Beginn der Agnaten, der Verwandtschaft von väterlicher Seite, die sich noch in der „couvée“ neuseeländischer Stämme findet; während die zweite ein Rest der Totem- und Fettschwerehrung der Pflanzen ist.

In ausgesprochenem Gegensatz zu diesem modernen, induktiven Forschungsprinzip steht der Philosoph Plato, dessen Darstellung vom Urmenschen ganz spekulativ und deduktiv ist.

Den Ursprung der Gesellschaft schreibt er

der Not zu, der Mutter aller Erfindungen, und stellt sich vor, der einzelne Mensch habe begonnen, sich vorsätzlich anderen zu gefallen auf Grund der Vorteile der Arbeitsteilung und des gegenseitigen Beistands im Bedarfsfalle.

Man darf jedoch nicht außer acht lassen, daß Platos Zweck an dieser ganzen Stelle des „Staates“ vielleicht nicht so sehr darin bestand, die Bedingungen der vorzeitigen Gesellschaft zu zergliedern, wie darin, die Wichtigkeit der Arbeitsteilung — das Schibboleth seiner Nationalökonomie — ins rechte Licht zu setzen, indem er zeigte, ein wie mächtiger Faktor sie in den primitivsten wie in den verwickeltsten Zuständen der Gesellschaft gewesen sein müsse; ebenso schreibt er in den „Gesetzen“ die Geschichte des Peloponnes fast ganz neu, um die Notwendigkeit eines politischen Gleichgewichts zu beweisen. Er muß, meine ich, gewiß selbst erkannt haben, wie durchaus unvollständig seine Theorie war, den Ursprung des Familienlebens, die Stellung und den Einfluß der Frauen und andere soziale Fragen gar nicht zu beachten sowie jene tieferen religiösen Motive beiseite zu lassen, die eine so wichtige Rolle in der frühen Zivilisation spielen und deren Einfluß Aristoteles klar wahrgenommen zu haben scheint, wenn er sagt, der Zweck der primitiven Gesellschaft sei nicht allein das Leben, sondern das höhere Leben, und bei

dem Ursprung der Gesellschaft sei die Nützlichkeit nicht die einzige Triebfeder, sondern es sei auch etwas Geistiges dabei im Spiele, sofern ‚geistig‘ die Bedeutung des schwierigen Ausdrucks τὸ καλόν wiedergibt. Im übrigen wird der ganze Bericht von dem Urmenschen im „Staat“ immer eine Warnung bleiben gegen das Einbringen aprioristischer Spekulationen in das der Induktion eigene Gebiet.

Die Theorie des Aristoteles vom Ursprung der Gesellschaft beruht nun wie seine Moralphilosophie schließlich auf dem Prinzip von den letzten Gründen, nicht in dem theologischen Sinne eines äußerlich auferlegten Zweckes oder einer Tendenz, sondern in der wissenschaftlichen Bedeutung einer dem Organ entsprechenden Funktion. „Die Natur macht kein Ding umsonst“ ist hier wie in anderen Fragen das Thema des Aristoteles. Der Mensch als das einzige Lebewesen, dem die Gabe vernünftiger Sprache eignet, ist seiner Behauptung nach von der Natur dazu bestimmt, sich gesellschaftlich zusammenzuschließen, in noch höherem Maße als die Biene oder sonst ein Herdengeschöpf.

Er ist φύσει πολιτικός, und das natürliche Streben nach höheren Formen der Vollendung bringt den „bewaffneten Wilden, der sein Weib zu verkaufen pflegte“, zu der freien Unabhängigkeit eines freien Staates und der ἰσότης τοῦ ἀρχεῖν καὶ τοῦ ἀρχεσθαι, was das

Kennzeichen des echten Bürgerrechts war. Die von der Menschheit zurückgelegten Entwicklungsstufen beginnen mit der Familie als der letzten Einheit.

Die Ansammlung von Familien bildet ein von der patriarchalischen Gewalt beherrschtes Dorf, welche die älteste Regierungsform in der Welt ist, wie der Umstand dartut, daß alle Menschen sie für die Verfassung des Himmels halten, und die Dörfer verschmelzen zum Staate, und hier endet die Entwicklung.

Denn Aristoteles fand wie alle griechischen Philosophen sein Ideal innerhalb der Mauern der πόλις; doch vielleicht können wir in seiner Bemerkung, daß ein geeinigtes Griechenland die Welt beherrschen würde, eine Vorahnung jenes „eidgenössischen Zusammenschlusses freier Staaten zu einem vereinigten Reiche“ entdecken, den wir mehr als die πόλις für die vollendetste Regierungsform halten.

Wie weit Aristoteles berechtigt war, die Familie als die letzte Einheit zu betrachten, bei dem Material, das ihm die griechische Literatur darbot, das habe ich schon erwähnt. Fernerhin, hätte Herodot, wie ich bemerken möchte, über die Bedeutung des athenischen Gesetzes nachgedacht, das die Ehe mit einer Schwester von derselben Mutter verbot, dagegen mit einer Halbschwester gestattete, oder über die in Athen herrschende Überlieferung, daß vor der Zeit des

Krokops die Kinder stets den Namen der Mutter führten, oder über einige spartanische Verordnungen, so hätte er unbedingt die ausnahmslose Verwandtschaft durch die Frauen in der Frühzeit und das späte Aufkommen der Einmännigkeit sehen müssen. Doch wenn ihm dieser Punkt auch im allgemeinen entging, so muß man doch mit vielen modernen Schriftstellern, wie Sir Henry Maine, feststellen, daß wir ihm als Erforscher induktiver Fälle in erster Linie einen Fortschritt über Plato hinaus zuerkennen. Die Abhandlung *περί πολιτειῶν* wäre, besäßen wir sie vollständig, einer der kostbarsten Marksteine in der Entwicklung der historischen Kritik und die erste wissenschaftliche Abhandlung über die vergleichende Politik.

Ein paar Bruchstücke sind uns noch erhalten; in einem davon beruft sich Aristoteles auf die Autorität einer alten Inschrift auf der „Wurfscheibe des Iphitos“, die von den griechischen Altertümern mit am berühmtesten war, um seine Ansicht zu bekräftigen, daß Theseus die olympischen Spiele erneuert habe; und sein ungewöhnlicher Forschertrieb tritt in der sorgfältigen Erklärung zutage, die er vom historischen Ursprung der Sprichwörter gibt, wie z. B. „ὄδαξ μέγας κακὸς ἰχθὺς“, der religiösen Lieder der bötticäischen Jungfrauen, wie „ἴωμεν ἐς Ἀθήνας“, oder des Preises auf die Liebe und den Krieg.

Und endlich muß noch bemerkt werden, wieviel umfassender als die Platos seine Theorie vom Ursprung der Gesellschaft ist. Beide beruhen auf psychologischer Grundlage, aber die Erkenntnis des Aristoteles von der Fähigkeit zum Fortschritt und dem Streben nach einem höheren Leben zeigt, wieviel tiefer seine Kenntnis der Menschennatur war.

Nach dem Muster dieser beiden Philosophen gibt Polybius eine Darstellung vom Ursprung der Gesellschaft in der Einleitung zu seiner Philosophie der Geschichte. Ziemlich im Geiste Platos stellt er sich vor, daß nach einer der periodischen Überschwemmungen, die die Menschheit in regelmäßigen Abständen fortsetzen und alle vorher vorhandene Kultur vernichten, die wenigen überlebenden Mitglieder der Gesellschaft sich zu gegenseitigem Schutze vereinigen und, wie es bei gewöhnlichen Tieren der Fall ist, der durch körperliche Kraft am meisten Ausgezeichnete zum König gewählt wird. In kurzer Zeit beginnen, dank dem Wirken des Mitgeföhls und des Wunsches nach Anerkennung, die moralischen Eigenschaften aufzutauchen, und geistiger Vorrang gibt an Stelle des körperlichen die Befähigung zum Herrschen.

Anderere Punkte, wie die Entstehung von Gesetzen und dergleichen, werden in ziemlich modernem Geiste behandelt, und wenn Poly-

bius auch die induktive Forschungsmethode auf diese Frage nicht angewandt zu haben scheint, so ist doch seine Darstellung von der uranfänglichen Gesellschaft oder vielmehr, sollte ich sagen, von der hierarchischen Ordnung des vernunftgemäßen Fortschritts der Ideen im Leben nicht weit von dem entfernt, was die sorgfältigen Untersuchungen moderner Reisender für uns geleistet haben.

Und was das Wirken der spekulativen Fähigkeit im Aufbau der Geschichte betrifft, so ist es in jeder Beziehung wunderbar, daß die wahrsten Darstellungen von dem Übergang aus der Barbarei zur Zivilisation in der alten Literatur den Werken der Dichter entstammen. Die sorgfältigen Forschungen Mr. Taylors und Sir John Lubbocks haben kaum mehr vermocht, als die im „Gefesselten Prometheus“ und in „De Natura Rerum“ aufgestellten Theorien zu bestätigen; doch weder Aischylos noch Lucretius schlugen den modernen Weg ein, gelangten vielmehr zur Wahrheit durch eine gewisse geradezu mythische Gewalt schöpferischer Phantasie, wie wir sie jetzt aus der Wissenschaft als eine gefährliche Gewalt zu verbannen suchen, obgleich ihr die Wissenschaft viele ihrer glänzendsten Sätze zu verdanken scheint. *)

*) Besonders natürlich auf dem Gebiet der Sitze und ihrer Geseße.

Wir lassen nun die Frage nach dem Ursprung der Gesellschaft, wie sie die Alten behandelt haben, beiseite und wenden uns zu der anderen, wichtigeren Frage, wie weit man von ihnen behaupten darf, daß sie das erreicht haben, was wir Geschichtsphilosophie nennen.

Von vornherein müssen wir da feststellen, daß die Begriffe Gesetz und Ordnung zwar allgemein als die herrschenden Grundsätze für die Naturerscheinungen auf physikalischem Gebiete angenommen wurden, daß aber ihr Vordringen in den Bereich der Geschichte und des Menschenlebens von jeher heftigem Widerstand begegnete auf Grund des unberechenbaren Wesens der beiden großen Kräfte, die das menschliche Handeln bestimmen: einer gewissen ursachlosen Spontaneität, welche die Menschen freien Willen nennen, und der außernatürlichen Vermittlung, die sie Gott als ständiges Attribut beilegen.

Daß es eine Wissenschaft von den sichtbarlich wechselnden Erscheinungen der Geschichte gibt, ist eine Auffassung, die wir vielleicht erst seit kurzem zu würdigen begonnen haben; doch wie alle anderen großen Gedanken scheint sie dem griechischen Verstand von selbst gekommen zu sein durch einen gewissen Glanz der Einbildungskraft im Morgenleuchten ihrer Kultur, ehe die induktive Forschung sie mit den Beweismitteln ausgerüstet hatte. Denn

es ist meiner Meinung nach möglich, in etlichen mythischen Spekulationen früher griechischer Denker den Wunsch nach Erkenntnis dessen zu unterscheiden, was die „unveränderliche Existenz, von der es veränderliche Zustände gibt“, ist, und in eine Formel das Gesetz einzubegreifen, das dazu dienen kann, die verschiedenen Offenbarungen aller organischen Körper mit Einschluß des Menschen zu erklären, und dies ist der Keim der Geschichtsphilosophie — tatsächlich der Keim einer Idee, von der man nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß auf ihr jede Art historischer Kritik, die den Namen verdient, in letzter Linie beruhen muß.

Denn das allererste Erfordernis zu einer wissenschaftlichen Geschichtsauffassung ist die Lehre von der gleichmäßigen Folge, mit anderen Worten: daß gewisse Ereignisse eingetreten sind und gewisse andere Ereignisse, die ihnen entsprechen, gleichfalls eintreten werden; daß die Vergangenheit der Schlüssel zur Zukunft ist.

Bei der Geburt dieser großen Auffassung leistete die Wissenschaft allerdings Hebammendienste, doch die Religion kleidete sie in ihr eigenes Gewand ein und machte die Menschen mit ihr vertraut, indem sie sich zuerst an ihre Herzen wandte und dann an ihren Verstand; denn sie wußte, daß am Anfang der Dinge

große Wahrheiten durch die sittliche Natur und nicht durch die geistige verbreitet werden.

So erscheint bei Herodot, der als Vertreter der strenggläubigen Denkweise gelten kann, der Gedanke von der gleichmäßigen Folge von Ursache und Wirkung unter dem theologischen Gesichtspunkt von Nemesis und Vorsehung; das ist wirklich die wissenschaftliche Auffassung vom Gesetz, nur von ethischem Standpunkt aus betrachtet.

Bei Thukydides beruht nun die Geschichtsphilosophie auf der Wahrscheinlichkeit, die uns die Gleichmäßigkeit der menschlichen Natur an die Hand gibt, daß die Zukunft im Verlaufe menschlicher Verhältnisse der Vergangenheit gleichen oder sie gar wiederholen wird. Er hält offenbar eine Wiederkehr der geschichtlichen Erscheinungen für ebenso gewiß wie eine solche der großen Pest.

Was auch deutsche Kritiker über den Gegenstand geschrieben haben, wir müssen uns hüten, diese Auffassung lediglich als eine Wiederholung der periodischen Theorie von den Ereignissen zu betrachten, die in der Welt nur den regelmäßigen Umlauf von Strophe und Gegenstrophe im ewigen Chor von Leben und Tod sieht.

Denn in seinen Bemerkungen über die Ausschreitungen der korythäischen Revolution gründet Thukydides ganz deutlich seine Vorstellung

von der Wiederkehr der Geschichte auf die psychologischen Ursachen von der allgemeinen Gleichheit der Menschen.

„Die Leiden“, sagt er, „die die Revolution über die Städte brachte, waren zahlreich und schrecklich, woran es freilich nie gefehlt hat noch jemals fehlen wird, solange die Menschen ihre Natur behalten werden, die aber doch das eine Mal glimpflicher sind als das andere, auch in Ansehung der Gattungen verschieden sind je nach der Verschiedenheit der besonderen Fälle. In Friedenszeiten und im Wohlstande verfahren Staaten und Privatpersonen nach besseren Grundsätzen, weil sie da nicht der zwingenden Nothwendigkeit gegenüber stehen; der Krieg jedoch nimmt einem die gewohnte Gemächlichkeit und ist dadurch ein harter Zuchtmeister, der die Leidenschaften des großen Haufens nach der Lage des Augenblicks bildet.“

**Kinder im Gefängnis und
andere Grausamkeiten des
Gefängnislebens.**

An den Herausgeber des „Daily Chronicle“.

Übersetzt von Emanuela Mattl-Löwenfrenz.

Mein Herr! Zu meinem großen Bedauern entnehme ich einer der Spalten Ihres Blattes, daß die Gefängnißkommission den Wärter Martin vom Reading-Gefängnis entlassen hat, weil er einem kleinen hungrigen Kind ein wenig süßen Zwieback geschenkt hat. Ich sah die drei Kinder mit eigenen Augen am Montag vor meiner Entlassung. Sie waren eben verurteilt worden und standen in der Haupthalle, in ihrem Gefängnißkittel, in einer Reihe, hielten ihre Betttücher unter den Armen und warteten, bis man ihnen ihre Zellen anweisen würde. Ich durchschritt einen der Gänge am Weg nach dem Besuchzimmer, wo ich einen Freund sprechen sollte. Es waren ganz kleine Kinder, das jüngste — eben jenes, dem der Wärter den Zwieback gegeben — war ein winziges, zartes Birschen, für das man sichtlich keine Kleidung aufgetrieben hatte, die klein genug gewesen wäre, um zu passen. Natürlich hatte ich viele Kinder im Gefängnis gesehen, während der zwei Jahre, da ich selbst mich in Haft befand. Besonders das Wandsworth-Gefängnis enthielt immer eine große Anzahl von Kindern. Aber das kleine Kind, das ich

am 17., Montag nachmittags, in Reading sah, war das Kleinste von allen. Ich brauchte nicht erst zu sagen, welche entsetzliche Pein es mir verursachte, diese Kinder in Reading zu sehen; kannte ich doch die Behandlung, die ihrer harrte! Die Grausamkeit, die man Tag und Nacht Kindern gegenüber in englischen Gefängnissen in Anwendung bringt, würde kein Mensch für möglich halten, der nicht Zeuge davon gewesen, und die ganze Brutalität des Systemes kennt.

Heutzutage verstehen die Leute nicht, was Grausamkeit ist. Sie sehen in ihr eine Art gräßlichen mittelalterlichen Trieb, und bringen sie mit Männern in Verbindung, wie Eccelin da Romano, und anderen, denen das geflissentliche Verursachen von Schmerzen einen wahren Taumel der Wollust gewährte. Aber Menschen vom Schlage Eccelins sind bloß ein abnormaler Typus perverter Veranlagung. Für gewöhnlich ist Grausamkeit einfach Dummheit. Sie entspringt einem gänzlichen Mangel an Phantasie. Heutzutage ist sie das Ergebnis stereotyper Systeme, hochnotpeinlicher Verordnungen, ein Ergebnis der Zentralisation, des Offizialismus und der unverantwortlichen Autorität. Wo immer eine Zentralisation ist, dort ist Dummheit. Was im modernen Leben unmenshlich ist, das ist Offizialismus.

Autorität ist ebenso verderblich für diejenigen,

die sie ausüben, wie für diejenigen, an denen sie ausgeübt wird. Die Gefängnisbehörde und das von ihr durchgeführte System, bildet die Hauptquelle aller Grausamkeit, die einem Kind im Gefängnis widerfährt. Die Leute, die das System aufrecht erhalten, haben gewiß die besten Absichten. Und die, die es durchführen, sind ihren Absichten nach ebenfalls human. Die Verantwortung wird auf die disziplinarischen Verordnungen geschoben. Man nimmt an, daß ein Ding, sobald es Vorschrift ist, auch recht sein muß.

Die gegenwärtige Behandlung der Kinder ist entsetzlich — in erster Linie, weil sie von Leuten ausgeht, welche die besondere Psychologie der Natur eines Kindes nicht verstehen. Ein Kind versteht eine Strafe, die eine einzelne Person verhängt, wie etwa Vater, Mutter oder ein Vormund, und erduldet sie mit einer gewissen Ergebung. Was es nicht versteht, ist eine Strafe, die von der Gesellschaft verhängt wird. Es begreift nicht, was die Gesellschaft ist. Bei Erwachsenen ist natürlich das Gegenteil der Fall. Diejenigen von uns, die entweder im Gefängnis sind oder dahin gesandt wurden, können begreifen, und begreifen auch, was jene kollektive Kraft, die sich Gesellschaft nennt, heißt, und was immer man von ihrem Verfahren und ihrem Rechtsbefugnis halten mag, wir können es über uns bringen, sie anzuer-

kennen. Eine Strafe, die eine einzelne Person über uns verhängt, ist andererseits eine Sache, die kein Erwachsener erträgt, und niemand würde es auch von ihm verlangen. Folglich, wenn das Kind seinen Eltern von Leuten weggenommen wird, die es nie gesehen hat, und von denen es nichts weiß, wenn es sich in einer einsamen, ungewohnten Zelle befindet, wenn es fremde Gesichter betreuen, wenn es herumbeordert und bestraft wird von den Stellvertretern eines Systemes, das es nicht verstehen kann, so wird es sofort die Beute der ersten und hauptsächlichsten Empfindung, welche das moderne Gefängnisleben wachruft — der Schreckempfindung. Der Schreck eines Kindes im Gefängnis ist ganz grenzenlos. Ich erinnere mich, daß ich einmal in Reading, als ich im Begriff stand meinen Spaziergang anzutreten, in der schwacherhellten Zelle, die gerade der meinigen gegenüber war, einen kleinen Jungen sah. Zwei Wärter — es waren nicht unfreundliche Männer — sprachen ihm scheinbar mit einiger Strenge zu, oder gaben sie ihm vielleicht einen nützlichen Rat, wie er sich betragen sollte. Der eine befand sich mit ihm in der Zelle, der andere stand draußen. Das Antlitz des Kindes war vor lauter Schreck weiß wie ein Tuch. In seinen Augen war die stumme Klage eines gehehten Tieres. Am anderen Morgen hörte ich ihn zur Frühstück-

zeit weinen und rufen, man möge ihn hinauslassen. Er rief nach seinen Eltern. Von Zeit zu Zeit konnte ich die tiefe Stimme des diensthabenden Wärters hören, der ihn ermahnte, sich still zu verhalten. Und doch hatte man ihm nicht einmal das kleinste Vergehen nachweisen können, dessen man ihn angeklagt. Er war einfach in Untersuchungshaft. Dies erkannte ich daran, daß er seine eigenen Kleider trug, die recht nett zu sein schienen. Immerhin trug er Gefängnissocken und Schuhe. Dies bewies, daß er ein sehr armer Junge war, dessen eigene Schuhe, wenn er überhaupt welche hatte, sich in einem schlechten Zustand befanden. Gerichte und Magistrate, die in der Regel höchst unwissend sind, halten Kinder oft eine Woche lang in Untersuchungshaft, und unterlassen dann vielleicht den Urteilspruch, den sie hätten fällen können. Solches nennen sie „ein Kind nicht ins Gefängnis schicken“. Natürlich ist dies ihrerseits eine ganz alberne Meinung. Ob es bloß in Untersuchungshaft oder, nach dem Schuldspruch, im Gefängnis ist, das ist eine Subtilität der sozialen Stellung, die ein kleines Kind nicht verstehen kann. Für ihn ist es das Gräßliche, überhaupt dort zu sein. In den Augen der Menschheit sollte es etwas Gräßliches sein, daß es überhaupt dort ist.

Jener Schreck, der das Kind ergreift und

beherrscht, — wie ihm ja auch der erwachsene Mann unterworfen ist, — wird natürlich durch das Einzellensystem unserer Gefängnisse auf eine Weise verschärft, die jeder Wiedergabe spottet. Jedes Kind muß dreiundzwanzig Stunden von vierundzwanzig in seiner Zelle verharren. Darin besteht das Furchtbare. Ein Kind in eine schwacherhellte Zelle 23 Stunden von 24 einzusperrern, beweist, wie grausam die Dummheit ist. Wenn eine einzelne Person, die Eltern oder der Vormund, solches mit einem Kinde täten, würden sie strenge bestraft. Die „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ würde die Sache sofort aufgreifen. Überall würde man den verabscheuen, wer immer es auch sei, der sich eine solche Grausamkeit hätte zuschulden kommen lassen. Seine Überführung würde zweifellos eine schwere Strafe zur Folge haben. Aber unsere heutige Gesellschaft tut weitaus Schlimmeres, und für das Kind ist es viel ärger von einer fremden, abstrakten Gewalt so behandelt zu werden, von deren Rechten es keine Kenntnis besitzt, als würde ihm diese Behandlung von seinem Vater oder seiner Mutter, oder von irgend jemand zuteil, den es kennt. Die unmenschliche Behandlung eines Kindes bleibt immer unmenschlich, von wem immer sie auch ausgeht.

Über die unmenschliche Behandlung der

Gesellschaft ist um so schrecklicher für das Kind, weil es vor ihr kein Entrinnen gibt. Die Eltern oder der Vormund können sich erweichen lassen und das Kind aus dem finsternen, einsamen Zimmer herauslassen, in welchem es eingesperrt ist. Aber ein Wärter kann das nicht. Die meisten Wärter haben Kinder sehr gern. Aber das System untersagt ihnen, dem Kinde Hilfe zu leisten. Täten sie nach dem Beispiel des Wärters Martin, sie würden entlassen.

Das zweite, woran ein Kind im Gefängnis leidet, ist der Hunger. Die Nahrung, die ihm verabreicht wird, besteht zum Frühstück um 7 $\frac{1}{2}$ aus einem Stück Brot, das gewöhnlich schlecht gebacken ist, und einem Napf Wasser. Um 12 Uhr erhält es sein Mittagessen, das aus einem Napf grober Maispeise besteht, und um 5 $\frac{1}{2}$ erhält es ein Stück trockenes Brot und einen Napf Wasser zum Nachtmahl. Handelt es sich um einen Mann mit kräftiger Konstitution, so verursacht ihm diese Kost immer irgendwelche Krankheiten, natürlich hauptsächlich Durchfall mit den begleitenden Schwächeerscheinungen.

Tatsächlich werden in größeren Gefängnissen adstringierende Medizinen von den Wärtern als eine ganz selbstverständliche Sache regelmäßig verteilt. Handelt es sich um ein Kind, so vermag dieses gewöhnlich die Nahrung

überhaupt nicht aufzunehmen. Jeder, der über Kinder einigermaßen Bescheid weiß, ist sich klar, wie leicht die Verdauung eines Kindes durch Weinen oder Angst oder irgendeine Seelenpein beeinträchtigt wird. Ein Kind, das den ganzen Tag und vielleicht die halbe Nacht allein in einer schwacherhellten Zelle geweint hat, das von allen Schrecken verfolgt wird, vermag einfach solch eine grobe, gräßliche Kost nicht aufzunehmen. Was das kleine Kind betrifft, dem der Wärter Martin den Zwieback gab, so weinte es Dienstag morgens vor Hunger und konnte absolut das Brot und das Wasser nicht hinunterwürgen, das man ihm zum Frühstück brachte. Martin ging, nachdem er das Frühstück verteilt hatte, aus, und kaufte lieber ein paar Stück süßen Zwieback für das Kind, als daß er es hätte verhungern lassen. Das war eine wunderschöne Handlung von ihm, und das Kind erkannte es als eine solche, und in seiner vollen Unkenntnis der Gefängnisstatuten erzählte es einem der Oberwärter, wie gut dieser Unterwärter zu ihm gewesen sei. Das Resultat war natürlich eine Berichterstattung und eine Entlassung.

Ich kenne Martin außerordentlich gut, und ich war die letzten sieben Wochen meiner Haft unter seiner Obhut. Als er in Reading angestellt wurde, erteilte man ihm die Aufsicht

über den Gang, in welchem ich mich befand und so sah ich ihn beständig. Es fiel mir auf, mit welcher besonderen Gutherzigkeit und Menschlichkeit er mit mir und den anderen Gefangenen sprach. — Gutmütige Worte gelten viel im Gefängnis, und ein freundliches „Guten Morgen“ oder „Guten Abend“ vermag einen so vergnügt zu machen, als man es in der Einzelhaft überhaupt sein kann. Er war immer sanft und rücksichtsvoll. Ich weiß zufällig von einem andern Fall, in welchem er einem der Gefangenen viel Gutherzigkeit erwies, und ich zögere nicht ihn anzuführen. Eines der gräßlichsten Dinge im Gefängnis sind die unzureichenden sanitären Vorkehrungen. Es ist keinem Häftling unter was immer für Umständen gestattet, seine Zelle nach 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags zu verlassen. Folglich, wenn er an Durchfall leidet, muß er sich mit seiner Zelle begnügen, und die Nacht in einer höchst schlechten und ungesunden Luft zubringen. Einige Tage vor meiner Entlassung machte Martin mit einem der Oberwärter die Runde um 7 $\frac{1}{2}$, und sammelte das Fadenwerk und die Arbeitsgeräte der Gefangenen ab. Ein Mann, den man unlängst erst verurteilt und der infolge der Kost, wie es gewöhnlich so ist, an heftigem Durchfall litt, ersuchte den Hauptwärter um die Erlaubnis, den Spülnapf auszuleeren wegen der gräßlichen Verpestung

der Zelle, und der Möglichkeit einer abermaligen Erkrankung des Nachts. Der Hauptwärter gestattete es absolut nicht; es war gegen die Statuten. Dem Mann blieb für seine Person nichts anderes übrig, als in dieser entsetzlichen Verfassung die Nacht zu verbringen. Aber ehe Martin zugegeben hätte, daß dieser unglückselige Mensch in dieser ekelhaften und abscheulichen Lage verbliebe, sagte er, er würde den Spülnapf des Mannes selbst ausleeren, und er tat es auch. Ein Wärter, der den Spülnapf des Häftlings ausleert, ist selbstverständlich gegen die Statuten, aber Martin tat dem Mann diesen Akt der Gutherzigkeit aus der schlichten Menschlichkeit seiner Natur heraus, und natürlich war ihm der Mann überaus dankbar.

Was die Kinder betrifft, wurde in letzter Zeit viel über den verderblichen Einfluß des Gefängnisses auf junge Kinder gesprochen und geschrieben.

Was man sagt, beruht auf Wahrheit. Das Gefängnisleben verdirbt ein Kind in Grund und Boden. Aber der verderbliche Einfluß geht nicht von den Gefangenen aus.

Er geht vom ganzen Gefängnisystem aus — vom Direktor, dem Hausgeistlichen, den Wärtern, der Einzelhaft, der Einsamkeit, der empörenden Kost, den Statuten der Gefängnisbehörde, dem Disziplinarverfahren, wie man

es nennt, von der ganzen Lebensweise. Jede Vorkehrung ist getroffen, um einem Kind sogar den Anblick aller Gefangenen, die das 16. Lebensjahr überschritten haben, zu entziehen. Die Kinder sitzen in der Kapelle hinter einem Vorhang, man schiebt sie in einen schmalen, sonnenlosen Hof, um Bewegung zu machen — manchmal an einen Steinlagerplatz, manchmal in einen Hofraum hinter den Fabriken — alles eher, als daß sie die älteren Gefangenen beim Spaziergang sehen. Aber der einzige wirklich humane Einfluß im Gefängnis ist der Einfluß der Gefangenen. Ihr Frohsinn unter den entsetzlichen Umständen, die Sympathie des einen für den andern, ihre Demut, ihre Sanftmut, das freundliche Lächeln ihres Grußes, wenn sie einander begegnen, die vollständige Ergebung, mit der sie sich ihrer Strafe fügen, alles das ist ganz wundervoll, und ich selbst lernte manche tüchtige Lektion von ihnen. Ich erlaube mir keinerlei Vorschlag zu machen, daß die Kinder nicht hinter einem Vorhang in der Kapelle sitzen, oder daß sie ihren Spaziergang in einem Winkel des gemeinsamen Hofes machen sollen. Ich betone nur, daß der schlechte Einfluß, unter dem die Kinder leiden, nicht derjenige der Gefangenen ist oder je sein kann, sondern daß es der ist, und auch immer bleibt, der vom Gefängnisystem ausgeht. Es gibt nicht

einen einzigen Mann im Kerker von Reading, der nicht gerne die Strafe der drei Kinder auf sich genommen hätte. Ich sah sie zum letztenmal an dem Dienstag, der ihrer Verurteilung folgte. Ich ging mit beiläufig zwölf andern Männern spazieren, als die drei Kinder unter Obhut eines Wärters vom feuchten traurigen Steinlagerplatz an uns vorbeikamen, wo sie ihren Spaziergang gemacht hatten. Ich gewährte das größte Erbarmen und Mitleid in den Augen meiner Gefährten, als sie nach ihnen blickten. Im allgemeinen sind Gefangene außerordentlich liebevoll und mitfühlend füreinander. Leid und die Gemeinsamkeit des Leides macht die Menschen liebevoll, und Tag für Tag, als ich über den Hof trabte, fühlte ich mit Freude und Trost „den schweigenden rhythmischen Zauber menschlicher Gesellschaft“, wie es Carlyle irgendwo nennt, auf mich wirken. In diesem, wie in vielen andern Fällen, sind die Philanthropen und Leute ihres Schlages im Irrtum. Nicht die Gefangenen sind reformbedürftig, die Gefängnisse sind es.

Selbstverständlich sollte kein Kind unter dem 14. Lebensjahr überhaupt ins Gefängnis geschickt werden. Es ist das absurd und hat wie viele Absurditäten eine absolut tragische Folge. Wenn man sie immerhin ins Gefängnis schicken will, sollten sie bei Tag in einer Werkstatt oder in einem Schulzimmer mit

einem Wärter sein. Nachts sollten sie in einem allgemeinen Schlafrum unter der Aufsicht eines Nachtwärter's schlafen. Man sollte ihnen gestatten, mindestens drei Stunden täglich Bewegung zu machen. Die finsternen, schlechtgelüfteten, übelriechenden Gefängniszellen sind gräßlich für ein Kind, gräßlich sind sie wahrhaft für jedermann. Man atmet im Gefängnis immer schlechte Luft.

Die Nahrung, die man den Kindern gibt, sollte aus Lee, Butterbrot und Suppe bestehen. Gefängnisuppe ist sehr gut und gesund. Eine Vorlage des Unterhauses könnte die Behandlung der Kinder in einer halben Stunde regeln.

Ich hoffe, Sie werden Ihren Einfluß geltend machen, damit das geschieht. Die Art und Weise, wie die Kinder gegenwärtig behandelt werden, schlägt einfach der Menschlichkeit und dem gesunden Verstand ins Gesicht. Die Dummheit trägt daran schuld.

Erlauben Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit nun einer andern gräßlichen Sache zuzuwenden, die in englischen Gefängnissen, übrigens in allen Gefängnissen auf der ganzen Welt, vorkommt, wo das System des Stillschweigens und der Einzelhaft durchgeführt wird. Ich verweise auf die große Anzahl der Männer, die im Gefängnis wahnsinnig oder blödsinnig werden. In Verbrechergefängnissen ist dies

natürlich ganz alltäglich, aber auch in gewöhnlichen Kerlern, wie jener, in welchem ich verhaftet war, trifft man dergleichen an.

Vor beiläufig drei Monaten fiel mir unter den Gefangenen, die mit mir auf dem Spaziergang waren, ein junger Mann auf, der mir blöde oder schwachsinzig erschien. Jedes Gefängnis hat natürlich seine schwachsinzigen Klienten, die immer wieder dahin zurückkehren und von denen man sagen könnte, daß sie ihr Leben im Gefängnis verbringen. Aber es fiel mir auf, daß dieser junge Mann schwachsinziger war, als es die Regel zu sein pflegt, wegen seines blöden Grinsens, seines trottelhaften In sich hineinlächens, und der eigentümlichen Rastlosigkeit seiner ewig zupfenden Hände. Allen andern Gefangenen war sein seltsames Betragen aufgefallen. Von Zeit zu Zeit erschien er nicht beim Spaziergang, was mir bewies, daß man ihn zur Strafe in seiner Zelle zurückhielt.

Endlich entdeckte ich, daß er unter Beobachtung stand, und Tag und Nacht von Wärtern bewacht wurde. Wenn er zum Spaziergang erschien, machte er immer einen hysterischen Eindruck und ging weinend oder lachend rundumher. In der Kapelle mußte er zwischen zwei Wärtern sitzen, die ihn die ganze Zeit sorgfältig beobachteten. Manchmal begrub er seinen Kopf in seine Hände, was ein Verstoß

gegen die Verordnungen der Kapelle war, und sein Kopf wurde sofort von einem Wärter in die Höhe gezogen, damit er seine Blicke unablässig in der Richtung des Kommuniontisches hielte. Manchmal weinte er — ohne irgendeine Störung zu verursachen — nur die Tränen rannen ihm über das Gesicht, und ein hysterisches Schluchzen würgte ihm die Kehle. Manchmal grinste er trottelhaft vor sich hin oder schnitt Fragen. Mehr denn einmal sandte man ihn von der Kapelle hinaus in seine Zelle zurück, und natürlich wurde er fortwährend gestraft. Da die Bank, in welcher ich in der Kapelle zu sitzen pflegte, gerade hinter der Bank war, an deren Ende dieser unglückliche Mann seinen Platz hatte, so war ich vollständig in der Lage, ihn zu beobachten. Ich sah ihn natürlich auch fortwährend beim Spaziergang, und ich sah, daß er im Begriffe stand wahnsinnig zu werden, und behandelt wurde, als simuliere er.

Am Samstag der letzten Woche war ich gegen 1 Uhr in meiner Zelle beschäftigt, das Zinngeschirr, das ich zum Mittagessen benützt hatte, zu säubern und blankzureiben. Plötzlich fuhr ich empor — das Gefängnißschweigen wurde durch das entsetzlichste, empörendste Schreien oder, besser gesagt, Heulen durchbrochen, denn anfangs dachte ich, irgendein Tier, eine Bulle oder eine Kuh würde von

ungeschickter Hand vor den Gefängnismauern geschlachtet. Aber bald mußte ich daß das Heulen von dem Erdgeschoß des Gefängnisses herrührte und daß irgendein bedauernswerter Mann gepeitscht wurde. Ich brauche nicht zu sagen, wie abscheulich und gräßlich mir das schien, und ich begann mich zu fragen, wer wohl in solch empörender Weise gestraft wurde. Plötzlich dämmerte mir die Ahnung, daß sie vielleicht diesen unglücklichen Narren peitschen. Meine persönlichen Gefühle in dieser Sache brauche ich nicht wiederzugeben, sie haben mit der Frage nichts zu schaffen.

Am nächsten Tag, Sonntag den 16., sah ich den armen Kerl am Spaziergang, sein krankes, häßliches, elendes Gesicht, war durch Tränen und Hysterie fast bis zur Unkenntlichkeit geschwollen. Er ging im Mittelring mit den Greisen, den Bettlern und den Lahmen, so daß ich ihn die ganze Zeit über beobachten konnte. Es war mein letzter Sonntag im Gefängnis, ein wirklich wundervoller Tag, der schönste Tag, den wir das ganze Jahr über gehabt hatten, und im schönen Sonnenlicht ging die arme Kreatur — einst nach Gottes Ebenbild geschaffen. Er grinste wie ein Affe und vollführte mit den Händen die phantastischsten Bewegungen, als spielten sie in der Luft ein Instrument mit unsichtbaren Saiten, oder als ordneten und handhabten sie die Spielmarken

irgendeines merkwürdigen Spieles. Und die ganze Zeit rannen diese hysterischen Tränen, ohne die keiner von uns ihn je gesehen, in schmutzigen Bächlein über sein weißes, verschwollenes Gesicht. Die gräßliche und bedächtige Grazie seiner Gebärden verlieh ihm das Aussehen einer Antike. Er war eine leibhaftige Groteske. Die andern Gefangenen beobachteten ihn alle, und nicht einer unter ihnen lächelte. Jeder wußte, was mit ihm geschehen sei, daß man ihn zum Wahnsinn trieb — daß er bereits wahnsinnig war. Nach einer halben Stunde befahl ihm der Wärter hineinzugehen, und er wurde wahrscheinlich bestraft. Wenigstens erschien er Montags nicht beim Spaziergang, obwohl ich glaube, ihn in einem Winkel des Steinlagerplatzes erblickt zu haben, wo er unter Obhut eines Wärters auf und ab schritt.

Am Dienstag — mein letzter Tag im Gefängnis — sah ich ihn beim Spaziergang. Er war ärger als früher, und wurde abermals hinein geschickt. Seither weiß ich nichts von ihm, aber ich erfuhr durch einen der Gefangenen, der beim Spaziergang neben mir gieng, daß er 24 Streiche am Samstag Abend nach Berichterstattung des Arztes, auf Befehl der inspizierenden Behörden erhalten hatte. Das Geheul, das uns alle entsetzte, stammte von ihm.

Dieser Mann ist zweifellos im Begriff wahnsinnig zu werden. Gefängnisärzte besitzen keine Kenntnis von irgendwelchen Geisteskrankheiten. Sie sind im allgemeinen unwissende Menschen. Die Pathologie des Geisteslebens ist ihnen unbekannt. Wenn ein Mann verriickt wird, behandeln sie ihn als Simulanten. Sie lassen ihn immer wieder bestrafen. Natürlich verschlimmert sich der Zustand des Mannes. Wenn man die gewöhnlichen Strafen erschöpft hat, berichtet der Arzt über den Fall an die Behörden. Das Ergebnis ist Prügelstrafe. Natürlich wird die Prügelstrafe nicht mittels einer neunschwänzigen Rute vollzogen. Es ist, wie man sagt, ein Peitschen. Hierzu dient eine Rute, aber man kann sich vorstellen, welche Wirkung das auf den erbarmungswürdigen blödsinnigen Menschen ausübt.

Seine Nummer ist, oder war, A 2. II. Es gelang mir auch seinen Namen zu erfahren. Er heißt Prince. Es sollte sofort etwas für ihn geschehen. Er ist Soldat, und wurde kriegsgerichtlich verurteilt. Das Urteil lautet auf sechs Monate. Drei stehen ihm noch bevor.

Darf ich Sie bitten, darauf einzuwirken, daß auch dieser Fall untersucht werde, und darauf zu sehen, daß dieser geisteskranke Häftling nach Gebühr behandelt werde?

Der Bericht der Gerichtsärzte ist ganz

wertlos. Man kann sich nicht darauf verlassen. Die Inspektionsärzte verstehen scheinbar den Unterschied zwischen Blödsinnigkeit und Geisteskrankheit nicht — zwischen der gänzlichen Ausschaltung einer Funktion oder eines Organes und den Krankheiten einer Funktion oder eines Organes. Dieser Mann A 2. II. wird zweifellos instande sein, seinen Namen anzugeben, die Natur seines Vergehens, den Tag des Monates, das Datum des Beginnes und des Ablaufes seiner Strafe, er wird jede gewöhnliche, einfache Frage beantworten; aber daß er geisteskrank ist, läßt sich nicht bezweifeln. Augenblicklich vollzieht sich ein gräßlicher Zweikampf zwischen ihm und dem Arzt. Der Arzt kämpft um seine Theorie. Der Mann kämpft um sein Leben. Ich wünschte sehnlichst, daß der Mann siege. Aber veranlassen Sie, daß der ganze Fall durch Experten, die sich in Geisteskrankheiten auskennen, untersucht werde, auch von Menschen mit humaner Gesinnung, die noch ein wenig gesunde Vernunft und ein wenig Mitgefühl besitzen. Es ist nicht notwendig, daß man die Sentimentalen dazu heranzieht. Sie schaden immer. Sie gipfeln in ihrem Ausgangspunkt. Ihr Schluß ist, gleich ihrem Anfang, eine Emotion.

Der Fall ist ein besonderer Beweis, wie untrennbar die Grausamkeit einem albernen System anhaftet, denn der gegenwärtige

Direktor von Reading ist ein Mann sanftmütigen, humanen Charakters, und wird von allen Gefangenen sehr geliebt und geachtet. Er wurde voriges Jahr im Juli angestellt und obzwar er die Gefängnisstatuten nicht zu ändern vermag, änderte er den Geist, in welchem sie unter seinem Vorgänger in Wirksamkeit waren. Er ist sehr leutselig mit den Gefangenen und den Wärtern. Er hat tatsächlich die ganze Tonart des Gefängnislebens gehoben. Andererseits ist es natürlich nicht in seiner Macht, das System, was die Statuten betrifft, zu ändern. Ich zweifle nicht, daß er täglich vieles sieht, von dem er weiß, daß es ungerecht, dumm und grausam ist. Aber er hat gebundene Hände. Natürlich besitze ich keinerlei Kenntniss, was er vom Fall A 2. II. tatsächlich hält, auch kenne ich natürlich ebensowenig seine Ansichten über unser gegenwärtiges System. Ich beurteile ihn bloß nach dem vollständigen Umschwung, den er im Gefängnis von Reading bewerkstelligte. Unter seinem Vorgänger wurde das System mit der größten Härte und Dummheit durchgeführt. —

Ich verbleibe, mein Herr, Ihr ergebener Diener

Oskar Wilde.

Frankreich, 27. Mai 1897.

Rosenblatt und Apfelblatt.

Unter den vielen jungen Leuten in England, die gleich mir an die englische Renaissance anknüpfen und sie zu vervollkommen streben — *jeunes guerriers du drapeau romantique*, wie uns Gautier genannt hätte — ist kein einziger, dessen Liebe zur Kunst makelloser und inbrünstiger wäre, dessen künstlerischer Schönheits Sinn feinfühlicher und zarter — tatsächlich feiner, der mir selbst teurer wäre, als der junge Dichter, dessen Verse ich mit mir nach Amerika brachte. Verse, voll süßer Schwermut, und doch voll Freude, denn der freudensgehetteste Dichter ist nicht jener, der Lachtriller als unfruchtbare Saat über des Lebens einsamen Hohlweg austreut, sondern jener der seine Schmerzen zu den innigsten Melodien wandelt, weil eben dies die heilige Freude der Kunst bedeutet — dieses unübertragbare Element künstlerischen Entzückens, das im Gedicht zum Beispiel von dem herrührt, was Keats „des Verses Sinnenleben“ nennt. Im Gesang wirkt dieses Element durch das Wunder des Rhythmus, das oft nur im musikalischen Impulse wurzelt, so angenehm auf uns. In der Malerei darf es niemals aus dem

Gegenstände selbst geschöpft werden, sondern einzig und allein aus dem malerischen Reiz — aus dem Entwurf und der Farbenharmonie, aus der vollendeten Schönheit der Linienführung; daher bestand der höchste Ausdruck unserer bildnerischen Kunstbewegung nicht in den vergeistigten Visionen der Präraphaoliten, trotz all ihrer griechischen Sagen und aller Mysterien ihrer italienischen Lieder — sondern in Werken von Männern, wie Whistler und Albert Moore, welche Linienführung und Farbenschönheit zu der idealen Höhe der Dichtkunst und Musik erhoben. Denn der Wert ihrer köstlichen Malerei entspringt bloß der freierfundenen schöpferischen Linien- und Farbenbehandlung, einer gewissen Form und Wahl wunder schöner Gestaltung, welche alle literarische Anlehnung und alle metaphysischen Grundgedanken verschmäht, und aus sich selbst den ästhetischen Sinn völlig befriedigt — welche, wie die Griechen sagen würden, sich selbst zum Endzweck hat. Der Eindruck ihres Werkes gleicht dem Eindruck, den Musik uns hinterläßt, denn Musik ist die Kunst, in welcher Form und Stoff immer eins sind — die Kunst, deren Inhalt von der Art ihrer Ausdrucksweise nicht getrennt zu werden vermag; die Kunst, welche in unsern Augen am vollkommensten das künstlerische Ideal verwirklicht, und ihrer Be-

schaffenheit streben alle andern Künste beständig zu. Nun, dieses erhöhte Gefühl des absolut befriedigenden Wertes vollkommen schöner Arbeit, die Erkenntnis, daß das sinnliche Element in der Kunst von vornehmster Bedeutung ist, jene Liebe zur Kunst um der Kunst willen, das ist der Punkt, wo wir von der jüngeren Schule, uns von den Lehren Ruskins entfernten — eine Entfernung, die bestimmt und trennend und entscheidend war.

Ein Lehrer aller edlen Lebenskunst und alles geistigen Wissens wird er uns tatsächlich immer sein und bleiben, schon darum, weil er es war, der durch den Zauber seiner Gegenwart und die Musik seiner Worte uns in Oxford jene Schönheitstrunkenheit beibrachte, welche das Geheimnis hellenischen Geistes ist, und jene Sehnsucht nach Schöpferkraft, die das Geheimnis des Lebens ist, und zum mindesten einige unter uns mit dem erhabenen und leidenschaftlichen Ehrgeiz erfüllte, in wunderferne Länder vorzudringen mit einer Botschaft für die Nationen, mit einer Sendung für die Welt. Und doch, was seine Kunstkritik betrifft, seine Ansicht über das Erstreuliche in der Kunst, seine ganze Art an die Kunst heranzutreten, sind wir nicht länger an seiner Seite; denn der Grundpfeiler seines ästhetischen Lehrgebäudes ist immer bloß ethisch. Er würde ein Gemälde nach der Summe edler sittlicher

Gefühle beurteilen, die es zum Ausdruck bringt, aber für uns sind die Wege, auf denen jedes edle Bildwerk in die Seele dringt, nicht die der Lebenswahrheiten und der metaphysischen Wahrheiten. Ihm bedeutet die Vollkommenheit der Bearbeitung bloß ein Symbol hoffärtigen Stolzes, und das Unzulängliche der technischen Mittel das Bild einer so unbegrenzten Einbildungskraft, daß sie außerstande ist, in begrenzter Form ihren vollständigen Ausdruck zu finden, oder auch einer so schlichten, einfältigen Liebe, daß sie stammeln muß, wenn sie reden möchte. Aber in unsern Augen ist der Maßstab der Kunst nicht der Maßstab der Moral.

In einem ethischen System werden natürlich alle guten Absichten von milder Nachsicht — wir glauben es gerne — Anerkennung finden; aber jene, die den hehren Tempel der Schönheit betreten möchten, die fragen wir nicht, was sie je tun wollten, sondern was sie getan haben. Ihre pathetischen Absichten haben keinerlei Wert für uns, sondern einzig die Schöpfungen, die sie zutage förderten. *Pour moi je préfère les poètes qui font des vers, les médecins qui sachent guérir, les peintres qui sachent peindre.*

Auch sollten wir beim Anblick eines Kunstwerkes nicht träumen, was es wohl vorstellen könnte, sondern es um seiner selbst willen lieb haben.

Es ist eine Tatsache, daß sich der transzendente Geist nicht mit dem Geist der Kunst verträgt. Der metaphysische Sinn Asiens mag sich ein ungeheures vielbrüstiges Götterbild erschaffen, doch der Grieche, der echte, lautere Künstler, befeelt sein Werk ganz mit geistigem Leben, welches sich wiederum ganz den vollendeten Erscheinungen physischen Lebens anpaßt.

Auch hat zum Beispiel ein Gemälde beim ersten Anblick ebensowenig eine geistige Botschaft oder Bedeutung für uns, als etwa ein blauer Ziegel aus den Mauern Damaskus' oder eine Hygen-Vase. Es ist eine schöngefärbte Fläche, nichts weiter, und wirkt auf uns, nicht durch Vorstellungen, die man der Philosophie stiehlt, nicht durch ein Pathos, das man der Literatur maust, nicht durch Gefühle, die man einem Dichter stibigt, sondern durch sein eigenes unübertragbares künstlerisches Wesen — durch jene erlesene Naturtreue, welche wir Stil nennen, und jenes Spiel unterschiedlicher Werte, welches die Meisterschaft der Malerei ausmacht, durch die ganze Art und Weise der Bearbeitung, durch die Arabesken der Linienführung und die Pracht der Farben, denn diese Dinge genügen, um die göttlichsten und verborgensten Saiten anzuschlagen, die in unserer Seele singen — allerdings sind Farben an und für sich ein

mystischer Bestandteil der Dinge und rufen eine Art Empfindungsleben wach.

Dies also — der neue Ausgangspunkt unserer jungen Schule — ist das Hauptkennzeichen an Kennel Rodds Gedichten; denn obzwar sein Werk vieles bringt, das den Verstand fesseln mag, vieles, das das Gemüt anregen wird, viele harmonische Kadenzen süßen und schlichten Gefühles — für die, welche die Kunst um ihrer selbst willen lieben, ist alles andere auch noch dabei — und doch ist der Eindruck, den sie vor allem zu hinterlassen bestrebt sind, ein rein künstlerischer. Gedichte, wie „The Sea King's Grave“, mit all der Majestät seiner Melodie, klangvoll und machtvoll wie die See, an deren fichtenumsäumten Gestaden es also edel erfunden und edel gestaltet wurde; oder das folgende kleine Gedicht, dessen komplizierter Bau mit solch künstlerischer Gedrängtheit durchgeführt ist, daß man es dem kostbaren Rahmen des Spiegels vergleichen könnte, von dem es handelt; oder „In a Church“ — blasse Blüte einer jener erlesenen Augenblicke, da alle Dinge mit Ausnahme des Augenblickes selbst, so merkwürdig lebend sind, wenn die Erinnerung alter vergessener Tage wachgerufen und wieder voller Süße, und der so wohl bekannte Ort plötzlich andächtig wird, und feierlich überstrahlt von der unsterblichen Schönheit gestorbener Götter.

Oder die Szenerie der „Chartres Cathedral“ — düstere Stille brüdet unter Gewölben und Kreuzgängen, schweigende Menschen knien im Staube der nackten Fliesen, da hebt der junge Priester den Leib des Herrn in einem kristallinen Stern, und nun brechen die jähen Strahlen scharlachnen Lichtes durch das wappenbemale Fenster, streifen über die geschnitzten Altarflügel, und jähes Gebrause mächtiger Musikklänge rollt und bröhnt vom Chor zum Baldachin und vom Säulenschaft zur Säulenkronen und darüber hin die klare, frohe Stimme eines singenden Knaben, die als etwas überirdisch Süßes ergreift und gerade die rechte künstlerische Grundnote unseres Gefühlslebens trifft. Oder „At Lanuvium“, wo wir zwischen der Melodie der Zeilen das Gemurmel der Mantua Bienen zu hören vermeinen, die von ihren eigenen grünen Tälern und Flüssen herniederschweifen, um zu erfahren, welchen ambragoldigen Honig die Blumen an der See bergen mögen. Oder das „In the Coliseum“ überschriebene Gedicht, welches dieselbe künstlerische Freude gewährt, als beobachtete man einen Handwerker bei seiner Arbeit, einen Goldschmied, der sein Gold in jene dünnen Blättchen schlägt, die zart sind wie die Blütenblätter einer gelben Rose, oder der es zu langen Drähten spannt, wie verschlungene Sonnenstrahlen, so vollkommen und köstlich

erscheint schon die Art seiner Bearbeitung. Oder die kleinen lyrischen Intermezzi, welche hier und dort wie das Singen einer Waldrossel aufquellen, sie flattern wie eines Vogels Flügelschlag, sie sind leicht und leicht wie die Apfelblüte, welche nach einem Frühlingschauer im launischen Spiel in das Obstgartengras herniederhuscht und so entzückend aussieht, weil des Regens Tränen auf ihren rosenroten und perlenartigen Aderchen liegen. Oder die Sonnette, denn Rodd gehört zu jenen qui sonnent le sonnet, wie die Konfardisten zu sagen pflegten — das eine, namens „On the Border Hills“, mit seinen Wundern glühender Einbildungskraft und der seltsamen Schönheit seiner acht Zeilen, oder jenes, das vom Schmerz des großen Königs um das tote kleine Kind erzählt — nun wohl, alle diese Gedichte streben danach, wie ich sagte, eine rein künstlerische Wirkung zu erzielen, und besitzen die seltenen und köstlichen Eigenschaften, welche Werken dieser Art anhaftet. Und ich fühle, daß das gänzliche Aufgehen aller bloß auf das Gefühl und den Verstand hinielenden Motive, in das lebenbeseelte poetische Prinzip — wie es unsere ästhetische Bewegung fordert — das sicherste Zeichen unserer Kraft ist.

Aber es genügt nicht, daß ein Kunstwerk den ästhetischen Bedürfnissen des Tages entspricht; soll es uns zum immerwährenden

Genuß gereichen, muß es an sich den Stempel einer scharf umgrenzten Individualität tragen. Was immer für Werke wir im 19. Jahrhundert hervorbringen, sie müssen von den beiden Polen der Persönlichkeit und der Vollkommenheit getragen sein. Nun also, wenn wir in diesem kleinen Band die früheren und einfacheren Arbeiten von den späteren und gewaltigeren, die erhöhte technische Fertigkeit und vertieften Kunstblick offenbaren, trennen, könnte man diese zusammenhanglosen Gedichte, diese bunt zerstreuten Fäden zu einem feuerfarbenen Lebenssträhn flechten; zuerst tritt uns des Knaben bloße Herzensfröhlichkeit entgegen, jung zu sein, mit all der schlichten, einfältigen Freude an Feld und Blumen, an Sonnenschein und Gesang, und dann, die Bitternis des jähen Schmerzes, da der Tod eine jener raschen und wunderschönen Freundschaften, wie wir sie in der Jugend schließen, löst — mit all der unbeantworteten Sehnsucht und den ungestillten Fragen, durch welche wir so nutzlos des Todes Marmorantlitz quälen. Der künstlerische Kontrast zwischen der unbefriedigten Unreife des Geistes und der vollständigen Reife der Ausdrucksweise bildet hauptsächlich den ästhetischen Reiz eben jener Gedichte. Und dann der Anbruch der Liebe, und all das Wundern und Fürchten und gefahrvolle Entzücken von einem, an

dessen Knabenstirne zum erstenmal die kleinen Flügelchen der Liebe gepocht haben. Und die Liebe singt so zärtlich und zart, kleine melodische Schwalbenflüge sind es, und so voll Duft und Freiheit, daß sie alle an der freien Luft und über dem wiegenden Wasser gesungen werden könnten. Und dann der Herbst, der mit seinen verstümmten Wäldern herankommt, mit seinem duftgetränkten Sterben und zerstörten Lieblichkeiten, — die Liebe ist tot, und selbst die Wehmut, die sie hinterläßt, ist nicht mehr.

Hier könnte man innehalten, denn von einem jungen Dichter sollten wir nicht tiefere Lebensakkorde erwarten als die, welche uns die Liebe oder die Freundschaft verewigen. Und das hervorragendste Gedicht dieses Bandes gehört offenbar einer späteren Zeit an, da die wirklichen Erfahrungen verarbeitet und in eine Form gefaßt wurden, welche einen großen Gegensatz zu diesem wirklichen Erfahrungen bildet und einen großen Zwischenraum erkennen läßt; — da der schlichte Ausdruck der Freude oder des Schmerzes nicht mehr genügt und sich eher im Gepränge kadenzirten Versmaßes auslebt, in Klang und Farbe aneinandergereihter Worte, als in irgendeiner direkten Äußerung — er lebt, wie man sagen könnte, eher in der Vollkommenheit der Form als im Pathos des

Gefühles. Und doch, nach den abgerissenen Liebesklängen und dem Begräbnis der Liebe in herbstlichen Wäldern können wir jene Wanderung unter seltsame Leute, in uns unbekannte Länder beobachten, durch welche man so pathetisch die Wunden des nun erkannten Lebens zu heilen sucht, und jene lautere, leidenschaftliche Hingabe an die Kunst, die uns erfüllt, wenn uns die harte Lebenswirklichkeit zu jäh verwundet hat. Sie keimt meines Erachtens ebenso häufig aus der Unzufriedenheit und dem Schmerz unserer Jugend, als sie durch irgendwelche natürliche Lebensfreude erworben werden kann. Ferner verzeichnen wir das merkwürdig gesteigerte Vorstellungsvermögen, durch welches in Augenblicken überwältigender Traurigkeit und unbändiger Verzweiflung künstlerische Dinge sich in unser'm Innern mit dem lebhaften Realismus des wirklichen Lebens spiegeln, das sie uns vergessen helfen — ein altersgraues Grab in Flandern, an das sich eine merkwürdige Legende knüpft, die auf den Gedanken bringt, daß die Leidenschaft vielleicht nach dem Tode weiterlebt; ein Halsband aus blauen und Bernsteinkügelchen und ein gebrochener Spiegel, den man in Rom in eines Mädchens Grab gefunden; das Marmorbildnis eines Knaben, wie Gros gewandet, auf dem gleich einem Purpurschatten das leidvolle Andenken

an den Schmerz eines großen Königs lastet. Über alles das brütet der müde Geist mit jener ruhigen und sicheren Freude, die einen erfüllt, wenn man etwas gefunden hat, das die Zeit nie schmälern kann, und die Welt nicht rauben. Und in der Folge stellt sich die Sehnsucht nach griechischen Dingen ein, die oft eine künstlerische Form ist, den Wunsch nach Vollkommenheit auszudrücken; und die Sehnsucht nach längst versunkenen Tagen, die so modern, so unausgeglichen, so rührend ist, da sie sozusagen eine umgestülpte Hoffnungsfadel ist, welche die Hand verbrennt, die sie führen sollte; und in vielen Dingen ein wenig Traurigkeit und in allen Dingen eine große Liebe; und endlich im Fichtenwald am See noch einmal der rasche lebendige Puls freudiger Jugend, der in jeder Zeile hüpfet und tanzt, die franke, furchtlose Freiheit der Welle und des Windes, der des Lebens ausgebrannte Asche zu Feuer erweckt und schmerzverstummte Lippen zu einem Lächeln. Wie deutlich man alles zu sehen meint! Den langen Fichtengang mit dem Himmel und dem See, der hin und wieder durchlugt wie flirrendes Silber; der freie Platz im Grünen, im tiefsten Herzen des Waldes, mit dem efeuüberwucherten Altar des alten, italienischen Gottes, den er birgt, und ringsum die Blumen, Zykamen an den schattigen Stellen, und die Sterne weißer

Narzissen, die wie Schneeflocken über dem Gras liegen, wo die hurtige Eidechse mit den funkelnden Augen hinter dem Stein hervorhuscht und die Schnecke träg aufgerollt in der Sonne am heißen Sand liegt, und droben fließen die Sommerfäden von den Ästen, wie zarte, zitternde Goldfäden — die Szene ist ihrem Motiv nach so vollendet, weil wahrlich nirgends besser als hier die wahre Lebensfreude sich unserer Jugend offenbaren mag — die Freude, welche nicht in der Verneinung, sondern in der Verwertung aller Leidenschaften besteht; und dem hehren Frieden gleicht, der im Antlitz griechischer Bildwerke tront — Verzweiflung und Schmerz können ihn nicht zerstören, sondern bloß vertiefen.

Auf ähnliche Weise könnten wir die lose hingestreuten Blütenblätter dieser Lieder zur auserlesenen Rose eines ganzen Lebens eihen, und doch, täten wir es vielleicht, könnte der wahre Charakter der Gedichte in Verlust geraten. Unser eigenstes Leben ist so oft das Leben, das man nicht führt; und schöne Gedichte mögen wie Fäden schöner Seide zu vielerlei Muster gewoben werden, um vielen Entwürfen sich anzupassen, die alle wundervoll und alle verschieden sind; so ist auch die romantische Dichtung wesentlich die Dichtung der Impressionisten; gleich der neuesten Malerschule, der Schule Whistlers und Albert

Moore's, wählt sie sich ihren Standpunkt unabhängig vom Stoff, ebenso beschäftigt sie sich mehr mit den Ausnahmen als mit den typischen Lebenserscheinungen, sie besitzt dieselbe gedrängte Intensität, dieselbe, wie man sagen möchte, feuerfarbene Augenblicklichkeit, denn tatsächlich streben jetzt Dichtkunst und Malerei darnach, die augenblicklichen Lebenslagen, die augenblicklichen Naturbilder wiederzugeben.

Aufrichtigkeit und Beständigkeit muß dem Künstler natürlich immer eigen sein, aber in der Kunst bedeutet Aufrichtigkeit bloß jene plastische Fertigkeit der Ausführung, ohne welche ein Gedicht, oder ein Gemälde, wie edel und menschlich auch das Gefühl sei, dem es entsprungen ist, bloß eine vergebliche und unwahre Arbeit bleibt. Und die Beharrlichkeit des Künstlers darf sich nicht auf irgendeine bestimmte Regel oder ein Lebenssystem beziehen, sondern auf das Prinzip der Schönheit, durch welches allein die wechselnden Schatten seines Lebens, wenn sie am seltsamsten ineinanderschwanke, festgehalten und verewigt werden. Er wird z. B. in intellektuellen Dingen nicht die bequeme Orthodogie unserer Tage annehmen, die so vernünftig ist und künstlerisch so uninteressant, auch wird er nicht jenen Feuer glauben der antiken Welt erstreben, der das Vorstellungsvermögen wohl spannte und steigerte, es aber zugleich be-

grenzte. Noch weniger wird er es zugeben, daß die quälende Trostlosigkeit des Zweifels oder die Schwermut, der unfruchtbaren Steppsis den Frieden seiner gewonnenen Anschauungen trübe, denn — das Thal der Angst, wo unkundige Armeen nachts aneinander prallen, ist kein Rastort für sie, der die Götter das heitere Hochland, die klare Höhe, den sonnigen Äther angewiesen haben. Eher wird er wißbegierig immer neue Glaubensformen zu erproben suchen, in seinem Wesen wird das Gefühl, das noch einigen schönen Glaubensbekenntnissen anhaftet, nachklingen, er wird Erfahrungen an sich sammeln wollen, nicht aber die Früchte der Erfahrungen — hat er ihr Geheimnis ergründet, wird er ohne Bedauern zurücklassen, was ihm einst sehr teuer war. „Ich bin immer unaufrichtig,“ sagt Emerson irgendwo, „da ich doch weiß, daß es andere Arten und Formen gibt.“ „Les émotions“, schrieb Théophile Gautier einmal in einer Revue Arsène Houssaye's, „les émotions ne se ressemblent pas, mais être ému — voilà l'important.“

Nun, eben dies ist das Geheimnis der modernen romantischen Schule und der rechte Schlüssel ihrer Bestrebungen. Doch der wahre Wert jeder Arbeit, die gleich der Rodds, wie ich sagte, nach rein künstlerischer Wirkung zielt, kann nicht mit Ausdrücken des kritischen

Verstandes wiedergegeben werden, dazu ist er zu ungreifbar. Man kann vielleicht das Beste davon durch Ausdrücke anderer Künste übersetzen, indem wir sie mit diesen vergleichen; und wahrhaftig, manche dieser Gedichte irisieren so köstlich wie liebliche Bruchstücke von Venezianerglas, andere weisen eine so zarte, vollendete Bearbeitung auf, sind so einfach ihrem natürlichen Motiv nach, wie eine Radierung Whistlers, oder eine jener schönen kleinen griechischen Statuetten, welche die Menschen noch in den Olivenwäldern rund um Tanagra finden können mit der schwachen Vergoldung und dem blassen Karmoisin, das dem Haar, den Lippen und der Kleidung noch anhaftet. Und viele von ihnen sind wie eine eben in Musik übergleitende Dämmerstunde Corats, denn nicht nur in der sichtbaren Farbe, sondern auch im Gefühl — welches die Farbe der Dichtung ist — kann musikalische Wirkung liegen. Aber ich meine, daß mich nichts mehr an die ganze Art und Weise der Arbeit dieses jungen Dichters mahnte, als das Landschaftsbild der Loire. Wir hielten uns, er und ich, einmal in Amboise auf, jenem kleinen Dorf mit seinen grauen Schindeldächern und abschüssigen Straßen und dem engen, grimmigen Torweg, wo die stillen Hütten sich wie weiße Tauben in die dunklen Spalten des großen Felsenbollwerkes nisten, und die vornehmen

Renaissancehäuser schweigend und abseits stehen — jetzt sehr verödet, aber die Erinnerung alter Zeiten träumt noch an den zartgewundenen Pfeilern, an den geschnitzten Haustoren mit ihren grotesken Tieren und lachenden Masken und seltsam heraldischen Wappen — sie alle erinnern uns an Leute, die das Leben erst als Wirklichkeit aufzufassen vermochten, als sie es phantastisch aufgepußt hatten.

Und oberhalb des Dorfes pflegten wir nachmittags den Windungen des Flusses zu folgen, und zeichneten in einer der großen Barten, die im Herbst den Wein und im Winter das Holz hinunter zur See tragen, oder wir lagen im langen Gras und machten Pläne *pour la gloire et pour ennuyer les Philistins*, oder wir wanderten die niederen schilfbewachsenen Ufer entlang und „ließen die Flöte in scherzhaftem Wetteifer erklingen“, wie es Weggenossen zu alt-sizilianischer Zeit taten. Und das Land war ein recht alltägliches Land, und auch arm, wenn man an Italien dachte, wie dort der Oleander die Verglehnien bei Genua in Scharlach kleidet und die Zykamen alle Täler von Florenz nach Rom mit Purpur füllen; denn hier war vielleicht nicht viel wirkliche Schönheit zu sehen, nur lange, weiße, staubige Straßen, und gerade Reihen regelmäßiger Pappeln, aber hin und wieder verlieh ein zitternder Strahl gebrochenen Lichtes dem

grauen Feld und der schweigenden Scheune ein Geheimnis und ein Mysterium, das kaum ihr eigen gewesen; einen köstlichen Augenblick hindurch verklärte er die Bauern, die ihren Weinberg herniederstiegen, oder die Schäfer, die am Hügel wachten, er betupfte die Weiden mit Silber und tauchte den Fluß in Gold, und das Wundersame der Wirkung im Verein mit der merkwürdigen Einfachheit der Mittel erinnerte mich immer ein wenig an die Verse meines Freundes.

Einige literarische Notizen.

1.

Kürzlich erlaubte ich mir in einem Artikel über Englands Dichterinnen vorzuschlagen, unsere Schriftstellerinnen sollten ihre Aufmerksamkeit etwas mehr der Prosa und etwas weniger der Poesie zuwenden. Es scheint mir, daß die Frauen gerade das besitzen, was unserer Literatur nottut — ein leichtes Gefühl, eine zarte Hand, eine graziöse Behandlungsweise und einen ungekünstelt glücklichen Satzbau. Wir brauchen jemand, der für unsere Literatur das tut, was Mme. de Sévigné für die Prosa Frankreichs tat. George Eliots Schreibweise war viel zu schwerfällig und Charlotte Brontës zu übertrieben. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß es unter Englands Frauen einige entzückende Brieffschreiberinnen gab, und kein Buch eine entzückendere Lektüre bieten kann, als Mrs. Rosses „Three Generations of Englishwomen“ (John Murray), welches unlängst erschien. Die drei englischen Frauen, deren Memoiren und Briefwechsel Mrs. Ross in solch bewunderungswürdiger Weise herausgab, sind Mrs. John Taylor, Mrs. Sarah Austin und Lady Duff Gordon, jede von ihnen bemerkenswerte Persönlichkeiten

und zwei von ihnen Frauen glänzender Geistesgaben und europäischen Rufes. Mrs. Taylor gehörte jener stolzen Familie aus Norwich an, von welcher der Herzog von Suffex sagte, sie widerlege das Sprichwort, neun Schneider (s. v. w. Taylor) machen erst einen Mann aus. Sie war durch viele Jahre eine der hervorragendsten Erscheinungen des berühmten Gesellschaftskreises ihrer Vaterstadt. Ihre einzige Tochter heiratete John Austin, die große Leuchte der Jurisprudenz, und ihr Salon in Paris bildete den Mittelpunkt des Geistes und der Bildung ihrer Zeit. Lucie Duff Gordon, das einzige Kind John und Sarah Austins, ererbte die Talente ihrer Eltern. Als eine Schönheit, eine femme d'esprit, eine Reisende und eine geistvolle Schriftstellerin entzückte und faszinierte sie ihre Mitwelt und ihr vorzeitiger Tod in Ägypten bedeutete für die Literatur einen wahrhaften Verlust. Ihrer Tochter schulden wir den vorliegenden reizenden Memoirenband. Zuerst werden wir mit der Urgroßmutter der Mrs. Roß bekannt gemacht, Mrs. Taylor, welche von ihren intimen Freunden Madame Roland von Norwich benannt wurde, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Porträts der schönen und unglücklichen Französin. Wir hören, daß sie ihres Knaben graue Wollstrümpfe stopfte, während sie ihre Ansichten gegen Southey und Brougham verfocht, und daß sie mit

Dr. Parr um den Freiheitsbaum tanzte, als die Nachricht vom Fall der Bastille einlangte. Unter ihren Freunden war Sir James Mackintosh, der populärste Mann des Tages, dem Mme. de Staël schrieb: „Il n'y a pas de société sans vous.“ „C'est très ennuyeux de dîner sans vous; la société ne va pas quand vous n'êtes pas là“; der Botanist Sir James Smith; Crabb Robinson, die Gurneys, Mrs. Barbauld, Dr. Alderson und seine entzückende Tochter, Amelia Opie, und viele andere wohlbekanntere Persönlichkeiten. Ihre Briefe waren äußerst klug und tiefsinnig. „Nichts ist gegenwärtig so sehr nach meinem Geschmack,“ sagt sie in einem von ihnen, „als Susans lateinische Lektionen und ihr philosophischer alter Lehrer. Wenn wir zu Ciceros Diskussionen über das Wesen der Seele, oder Virgils köstlichen Beschreibungen gelangen, sind mir Kopf und Herz davon erfüllt. Entweder ist das Leben jahrein jahraus ein stumpfsinniges Essen, Trinken oder Schlafen, oder ein Funke ewigen Feuers, der eben aufsprüht... Der Charakter junger Mädchen hängt ebenso sehr von ihrer Lektüre ab als von der Gesellschaft, in der sie sich bewegen. Außer der innerlichen Befriedigung, die gründliche Kenntnisse verursachen, sollte eine Frau dieselben als bestes Hilfsmittel gegen Armut betrachten.“ Dies ist

ein etwas beißender Aphorismus: „Eine romantische Frau ist eine beschwerliche Freundin, da sie erwartet, daß man so unvorsichtig sei als sie selbst, und unter dem, was sie Kälte und Gefühllosigkeit nennt, leidet.“ Und dies ist prächtig: „Lebenskunst besteht darin, sich der Gesellschaft nicht zu entfremden, und doch nicht zu teuer dafür zu bezahlen.“ Dies ist auch gut: „Eitelkeit sowie auch Neugierde sind ein notwendiger Ansporn für uns; Indolenz würde sicherlich die Oberhand gewinnen, wenn diese zwei mächtigen Prinzipie nicht wären.“ Und im folgenden ist viel kostbarer Humor: „Nichts ist so befriedigend, als der Gedanke, daß Tugend und Wohltätigkeit jetzt modern werden.“ Dr. James Martineau zeichnet uns in einem Brief an Mrs. Roß ein freundliches Bild der alten Frau, die vom Markte heimkehrt „mit ihrem Einkaufskorb belastet, aus dem eine Lammsteule lugt, um seinen Inhalt zu verraten“, und göttlich über Philosophie, Dichter, Politik und jede geistige Tagesfrage plaudert. Sie war eine bewunderungswürdige kluge Frau, das Urbild einer römischen Matrone, und ebenso sorgfältig wie die römischen Matronen auf die Reinheit ihrer Muttersprache bedacht.

Immerhin war Mrs. Taylor mehr oder weniger an Norwich gebunden. Mrs. Austin gehörte der Welt. In London, Paris und

Deutschland beherrschte und regierte sie die Gesellschaft, von jedem geschätzt, der sie gekannt. „Meine Beste und Verständigste,“ nennt sie Lord Jeffrey; „Liebe, Schöne, Kluge“, Sydney Smith; „Mein großer Bundesgenosse“, Sir James Stephen; „Sonnenlicht im endlosen, ruhelosen Chaos“, Thomas Carlyle (als er ihre Hilfe beanspruchte), „La petite mère du genre humain“, Michael Chevalier; „Liebes Mutterlein“, John Stuart Mill; und „meine Professorin“ Charles Buller, den sie deutsch lehrte, wie auch den Söhnen James Mills. Als Jeremy Bentham am Totenbett lag, gab er ihr einen Ring mit seinem Bildnis und einer Haarlocke. „Da, meine Liebe,“ sagte er, „es ist der einzige Ring, den ich je einer Frau gab.“ Sie korrespondierte mit Guizot, Barthélemy de St. Hilaire, mit den Grotes, Dr. Whewell, dem Präses vom Trinity-College, Nassau Senior, der Herzogin von Orleans, Victor Cousin, und vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten. Ihre Übersetzung von Ranke's „Geschichte der Päbste“ ist bewunderungswürdig und die Herausgabe von ihres Mannes „Province of Jurisprudence“ verdient jegliches Lob. Es wäre nicht leicht gewesen, zwei so ungleiche Menschen, wie sie und ihren Gatten, zu finden. Er war gewöhnlich ernst und kleinmütig; sie war auffallend hübsch, liebte die

Gesellschaft, in der sie leuchtete, und das „geradezu mit einem Übermaß von Energie und animalischen Kräften“, wie uns Mrs. Roß berichtet. Sie heiratete ihn, weil sie ihn für eine Vollkommenheit hielt, aber er brachte nie das Werk hervor, das seiner würdig gewesen wäre, und dessen sie ihn würdig hielt. Ihre Wertschätzung seiner Persönlichkeit ist in der Vorrede zur „Jurisprudenz“ wundervoll packend und einfach wiedergegeben. „Er war nie sanguinisch. Er war gegen jegliche Unvollkommenheit un-
duld-
sam. Er war immer unter dem Gesetze strenger Wahrheitsliebe. Er lebte und starb als ein armer Mann.“ Sie war in ihm furchtbar enttäuscht, aber sie liebte ihn. Einige Jahre nach seinem Tod schrieb sie an Guizot: — „In den Zwischenpausen meines Studiums seiner Werke lese ich seine Briefe an mich — fünf und vierzig Jahre Liebesbriefe — der letzte so zärtlich und leidenschaftlich wie der erste. Und wie ganz durchdrungen von edlen Gefühlen! Der Mittag unseres Lebens war bewölkt und stürmisch, erfüllt von Sorgen und Enttäuschungen; aber der Sonnenuntergang war licht und klar — so licht wie der Morgen, nur klarer noch. Nun ist es Nacht für mich und muß es bleiben, bis der andere Tag anbricht. Ich bin immer einsam — das heißt ich lebe mit ihm.“

Die interessantesten Briefe in dem Buch

sind sicherlich jene an Guizot, mit welchem sie die engste Seelenfreundschaft verband; es ist kaum einer unter ihnen, der nicht etwas Kluges oder Tieffinniges oder Witziges enthielte, auch jene an sie gerichteten, sind sehr fesselnd. Carlyle schreibt ihr Briefe mit Klagen erfüllt, der Klageruf eines verwundeten Titans, für literarische Wirkung berechnet, wundervoll übertrieben.

„Die Literatur, unsere einzige Kraft und Lebensfreude, liegt zertrümmert danieder; wo ist noch Raum für Harmonie, wenn zahllose Langohre schreien, zahllose Hyänen heulen, denen das Maul wässert jene aufzufressen! Wehe, daß dem so ist! Es ist eine kranke zersplitterte Zeit; auch können wir sie nicht bessern, im günstigsten Fall bleibt uns die Hoffnung uns selbst zu bessern. Ich erkläre hiemit, daß ich manchmal daran denke, meine Feder wie eine unnütze Waffe hinzuwerfen und eine Kolonie jener armen, verhungerten Kerle nach den brachliegenden Stätten ihrer alten Mutter Erde zu führen, wo der Schweiß ihrer Stirnen Brot für sie schaffen muß; es wäre vielleicht der wertvollste Dienst, den man der alten Welt leisten könnte, ihr das Tor der neuen zu erschließen. Dahin muß es zum Schlusse kommen, alles Reden hilft nichts; die Menschen verhungern, und werden manches versuchen, ehe sie zugrunde gehen. Aber, ich Armseliger — ach

Gott! ich bin kein Hengist oder Marich; bloß einer, der Artikel in schlechtem Stil schreibt. Mach ein Ende, o Mentor, die Feder ist nicht wertlos; sie ist allmächtig in der Hand jener, die Glauben haben."

Henry Behle (Stendhal), der große, in meinen Augen vielleicht der größte französische Romanschriftsteller, schreibt ihr einen entzückenden Brief über Nuancen. „Es kommt mir vor," sagt er, „daß, außer wenn sie Shakespeare, Byron oder Sterne lesen, kein Engländer etwas von Nuancen versteht. Wir vergöttern sie. Ein Tollkopf sagt einer Frau: „Ich liebe Sie.“ Die Worte heißen nichts. Er könnte ebensogut sagen „Olli Batachor“. Die Nuance ist es die dem Ausdruck Gewicht verleiht.“ Im Jahre 1839 schreibt Mrs. Austin an Viktor Cousin: „Ich habe den jungen Gladstone gesehen, einen hervorragenden Tory, der die Jugendziehung ganz in katholischer Weise von neuem auf die Kirche basieren möchte"; und wir sehen sie mit Gladstone Briefe über die Jugendziehung wechseln. „Wenn Sie gegen Einwendungen und Enttäuschungen gewappnet sind," sagt sie ihm, „können Sie zwei gute Taten vollbringen — Ihre Geistlichkeit reformieren und Ihre Leute unterrichten. Bei dem jetzigen Stand der Dinge, wie wenige unter ihnen haben eine Ahnung, was es heißt die Leute zu unterrichten!" Gladstone erwiderte sehr ausführlich in zahlreichen

Briefen, aus welchen wir folgende Stelle anführen: —

„Sie sind dafür, daß man den Leuten gegen ihren Willen ihren Vorteil aufdrängen und aufzwingen muß: dies ist auch meine Ansicht. Sie legen wenig Wert auf alles, was bloß technischer Unterricht ist, auf alles, was die innere Natur des Menschen zu berühren verabsäumt: dies ist auch mein Fall. Und hierin finde ich eine Verbündungsbrücke, die breit und tiefangelegt ist.

Doch muß ich es mehr als bezweifeln, ob Ihre Idee, namentlich jene, den Menschen zu sozialem Genügen und moralischem Leben emporzuheben, bewerkstelligt werden kann, außer unter Mithilfe der alten Christusreligion; oder ob die eklektischen Prinzipien an die Evangelien in günstiger Weise angewandt werden können; oder ob, wenn wir außerstande sind, durch und mit der Kirche zu arbeiten, wir dem abhelfen können, indem wir Prinzipien annehmen, die ihr entgegen sind.

Aber nachgerade bin ich wenig geeignet, diese Sache weiter zu verfolgen, persönliche Verhältnisse von ungewöhnlicher Tragweite erfüllen mich ganz, da ich mich kürzlich mit Miß Katharine Elyne verlobt habe, und ich hoffe, Ihre eigenen Erinnerungen werden mich in Ihren Augen ein wenig entschuldigen.“

Lord Jeffrey stellt sich mit einem sehr merkwürdigen und suggestiven Brief über allgemeine Bildung ein, in welchem er die Wirkung einer solchen Bildung auf das moralische Niveau leugnet oder wenigstens bezweifelt. Immerhin unterstützt er sie aus dem Grund, „weil sie die Genußfähigkeit der Individuen heben wird,“ was jedenfalls ein sehr vernünftiger Zweck ist. Humboldt schreibt ihr über eine alte, indische Sprache, die durch einen Papagei erhalten blieb, nachdem der Stamm, der sie gesprochen, bereits ausgerottet war, und über den „jungen Darwin“, der eben sein erstes Werk veröffentlicht hatte.

Hier folgen einige Auszüge ihrer eigenen Briefe: —

„Vor zwei oder drei Tagen hörte ich von Lord Lansdowne. Ich glaube, er ist *ce que nous avons de mieux*. Ihm mangelt nur jene Energie, die große Ambition zeitigt. Er sagt: wir werden ein Parlament von Eisenbahnkönigen haben. Was kann ärger sein? — Die Vergöttlichung des Geldes durch ein ganzes Volk. Nach Lord Broughams Meinung haben wir kein Recht, pharisäische Mienen aufzusetzen. Ich muß Ihnen eine Geschichte zu besten geben, die man mir mittheilte. Man zeigte Mrs. Hudson, der Eisenbahnkönigin, beim Lord Westminster eine Marcus Aurelius-Büste, daraufhin sagte sie: „Mir scheint, das ist nicht der jetzige Marquis?“ Um das zu goutieren, müssen Sie wissen,

daß die ganz ordinären Leute (Droschkenkutscher u. dgl.) in England das Marquis beiläufig marcus aussprechen.“

„17. Dezember. — Ging zu Savignys. Niemand war anwesend außer W. Grimm mit seiner Frau und einige Herren. Grimm erzählte mir, er hätte zwei Bände norwegischer Märchen erhalten, und sie wären entzückend. Diesbezüglich sagte ich: „Ihre Kinder müssen die glücklichsten auf der ganzen Welt sein, sie leben unter Märchen.“ „Ah!“ meinte er, „das muß ich Ihnen erzählen! Als wir in Göttingen waren, sprach jemand zu meinem kleinen Sohn von seines Vaters Märchen. Er hatte sie gelesen, aber es fiel ihm nicht ein, daß sie von mir seien. Er lief zu mir und sagte mit beleidigter Miene: „Papa, man sagt, du hättest diese Märchen geschrieben, sicherlich hast du nie so dummes Zeug erdacht.“ Er fand dies unter meiner Würde.“

„Savigny erzählte uns ein Volksmärchen:

„St. Anselm war alt und krank geworden und lag am Boden unter Dornen und Disteln. Der liebe Gott sagte zu ihm: „Hier bist du sehr schlecht untergebracht, warum baust du dir kein Haus?“

„Bevor ich mir diese Mühe nehme,“ entgegnete St. Anselm, „möchte ich gerne wissen, wie lange ich noch leben werde.“

„Beiläufig 30 Jahre,“ sagte der liebe Gott.

„O, für so kurze Zeit,“ entgegnete er, „ist

es nicht der Mühe wert," und drehte sich auf den Disteln um.'

Dr. Grand erzählte uns eine Geschichte, die ich noch nie gehört. Voltaire hatte aus irgendeinem Grunde eine Abneigung gegen den Propheten Habakuk, und dichtete ihm Dinge an, die er nie geschrieben hat. Jemand nahm eine Bibel und begann ihm seinen Irrtum zu beweisen. „C'est égal," sagte er ungeduldig, „Habakuk était capable de tout!"

30. Oktober 1853.

Ich kann mich mit den Tendenzen unserer modernen Romanschriftsteller keineswegs befreunden. Wir leben in einem Überfluß an Talenten, aber eine hübsche, graziöse, rührende und dabei erfreuliche Geschichte zu schreiben, ist das letzte, was den heutigen Schriftstellern einfällt; ihre Romane sind teilweise Pamphlete über politische oder soziale Fragen, wie z. B. „Sybil“ oder „Alton Lock“, oder „Mary Barton“, oder „Uncle Tom“; oder sind sie eine höchst eingehende, peinliche Zergliederung der wenigst erfreulichen und schönen Seiten unserer menschlichen Natur, wie Miß Brontës „Jane Eyre“ oder „Violette“. Oder sind sie ein förmliches Martyrologium, wie Mrs. Marsh's „Emilia Wyndham“, das einem beinahe den Zweifel nahelegt, ob irgendwelche Martyren, die

die Heldin durch Schlechtigkeit verdient hätte, jene hätten übertreffen können, die ihr die Tugend zuzog.

„Wo, ach wo ist der entzückende, menschliche, zartfühlende Geist des „Vicar of Wakefield“ — der Geist, den Goethe als „versöhnend“ (reconciling) mit allen Schwächen und Schmerzen der Menschheit bezeichnet! Haben Sie Thackerays „Esmond“ gelesen? Es ist ein merkwürdiger und recht gelungener Versuch, den Stil unserer alten Romanschreiber nachzuahmen. Welche von Mrs. Gore's Romanen sind bereits übersetzt? Sie sind sehr klug, lebendig, weltlich, beißend, unangenehm und unterhaltend. Jene der Miß Austen — sind sie übersetzt? Sie sind nicht neu, holländische Zeichnungen alltäglicher Leute — sehr klug, sehr lebenswahr, sehr unästhetisch, aber unterhaltend. „Ruth“ von Mrs. Gaskell habe ich nicht gesehen. Man lobt und tadelt es in einem Atem. Es ist ein Beweis, gleich vielen anderen, wie es heutzutage die Frauen drängt, de friser fragliche Dinge und de poser unlösbare Moralprobleme. George Sand hat ihnen in dieser Hinsicht die Köpfe verdreht.

Mir scheint, einige dreiste Szenen und herzhafteste Spässe à la Fielding waren harmlos im Vergleich. Es gab keine Zweideutigkeiten. Den „Heir of Redcliff“ habe ich nicht gelesen. Übermenschliche Vortrefflichkeit ist — in einem

Roman — zu hoch für mich. Ich will Menschen handeln und leiden sehen, die nicht besser taugen als ich. Und dann hege ich die sündhafte Anmaßung, mich unterhalten zu wollen, während alle unsere Romanschreiber auf unsere Erziehung bedacht sind und uns zeigen, welch abscheulicher Ort diese Welt ist: ma foi, je ne le sais que trop, auch ohne ihre Mithilfe.

„Head of the Family“ besitzt einigen Wert. Aber es kommt zu viel Kummer, Trübsal und Wahnsinn darin vor. Die Heldin ist eine der jetzt — in Romanen — so häufigen Geschöpfe, die mich an einen armen Vogel erinnern, der an einen Pfahl angebunden wird (wie dies einst der grausame Sport der Knaben war), um ihn zu treffen, bis er tot ist. Nur knüpfen unsere sanften schriftstellernden Damen den armen, zerschlagenen Vogel zum Schluß wieder los, und versichern uns, daß es ihm trotz der vielen Wunden, die er erlitten, gar nicht schlechter geht — nein, sogar besser — und daß er jetzt mit seinen gebrochenen Flügeln, ausgerissenen Federn und dem zerschlagenen Körper ganz glücklich werden wird. Nein, meine schönen Damen, ihr wißt, daß es nicht so ist — ihr könnt Ergebung schildern, wenn ihr wollt, aber macht mir doch keine trughastn Glücksschemen aus solchen Brackts.“

In politischer Richtung war Mrs. Austin philosophische Anhängerin der Tories. Sie

haßte den Radikalismus, und sie, gleich den meisten ihrer Freunde, scheint seine Lebensfähigkeit unterschätzt zu haben. „Die radikale Partei ist offenbar abgetan,“ schreibt sie an Viktor Cousin. „Das Haupt der Tories ist wahrscheinlich Gladstone.“

„Das Volk muß belehrt, geleitet, kurz, es muß regiert werden,“ schreibt sie an anderer Stelle. Und in einem Brief an Dr. Whewell schreibt sie: „Der Stand der Dinge in Frankreich erfüllt mich mit tiefer Besorgnis in einem Punkt, dem Punkt, auf dem die Dauer unserer Gesetze und unser nationales Gleichgewicht beruhen. — Sind unsere höheren Klassen befähigt, ihre Oberherrschaft über die anderen aufrecht zu erhalten? Wenn es der Fall ist, haben wir nichts zu befürchten, wenn dem nicht so sein sollte, stimme ich mit meinem lieben, armen Charles Buller überein — nun muß an uns die Reihe kommen. Cambridge und Oxford sollten also wirklich dazusehen.“

Der Glaube, die Universitäten hätten die Macht, den Strom der Demokratie zu hemmen, ist bezaubernd. Auf diese Weise kam es, daß sie Carlyle als „ein zersetzendes Element“ ansah, — „so bössartig, als es ihm seine Extravaganzen gestatteten.“ Sie bezeichnet Kingsley und Maurice als „verderblich“ und nennt John Stuart Mill einen „Demagogen“. Sie war nie doktrinär. „Eine Unze freiwillige Bildung wiegt

ein Pfund erzwungene auf. Es hat keinen Sinn, das Fleisch zu geben, ehe man nicht den Hunger gibt.“

Ein Brief St. Hilaires entzückte sie, in welchem er sagt: „Wir haben ein System ohne Resultate, und ihr habt Resultate ohne System.“ Und doch hatte sie tiefes Mitgefühl für die Armut im Volke. Sie war entsetzt, als ihr Babbage von der Bevölkerung irgendeiner der Industriestädte sagte, sie sei verbraucht, ehe sie noch ihr 30. Lebensjahr erreicht hätte.

„Aber ich bin überzeugt, die Arznei wird nicht aus dem Volk kommen“, fügt sie hinzu. Viele ihrer Briefe beschäftigen sich mit der Frage der erweiterten Frauenbildung. Sie bespricht Buckles Vorlesungen über „The Influence of Women upon the Progress of Knowledge“ und stimmt mit Guizot überein, daß das Geistesleben der Frau durch das Gefühlleben stark gefärbt wird, aber setzt hinzu: „Man ist nicht gerade närrisch, wenn unser Urtheil sehr durch unsere Neigungen beeinflusst wird. Das Urtheil der Männer wird oft durch Schlimmeres beherrscht.“

Whewell befragt sie, ob Plato-Vorlesungen einer weiblichen Zuhörerschaft angemessen wären, da er ein wenig fürchtete, man fände es lächerlich; Comte schreibt ihr eingehende Briefe über die Beziehung der Frau zum Fortschritt, und Gladstone verspricht, daß Mrs. Gladstone

in Hawarden alle Vorschläge beherzigen wird, die in einem ihrer Pamphlete enthalten sind. Sie war stets sehr praktisch veranlagt, und nie hat sie es unterlassen, eine schöne Näharbeit zu bewundern.

Im ganzen Buch verstreut finden wir interessante und merkwürdige Dinge. Sie veranlaßte St. Hilaire, ihr einen großen, vernünftigen Hut in Paris zu bestellen, den man sofort „aristotelisch“ benannte und der als der einzige nützliche Hut in ganz England galt. Grote sagt ihr, daß er Paris nach dem coup d'état verlassen muß, weil er die Installation eines griechischen Tyrannen nicht verträge. Alfred de Vigny, Macaulay, John Stirling, Southey, Alexis de Tocqueville, Hallam und Jean Jacques Ampere, alle tragen das ihre zu diesen schönen Seiten bei. Sie scheint die Gefühle wärmster Freundschaft allen, die sie kannte, eingeflüßt zu haben. Guizot schreibt ihr: „Madame de Stael sagte oft, das schönste auf der Welt sei ein ernsthafter Franzose. Ich drehe das Kompliment um und sage, das schönste auf der Welt ist ein liebenswürdiger Engländer. Und erst um wie viel mehr eine Engländerin! Mit den gleichen Eigenschaften entzückt eine Frau immer mehr als ein Mann.“

Lucie Austin, die spätere Lady Duff Gordon, wurde im Jahre 1821 geboren. Ihr bester Spielkamerad war John Stuart Mill, und Jeremy

Benthams Garten war ihr Spielplatz. Sie war ein liebliches, romantisches Kind und wollte immer, daß die Blumen zu ihr sprächen und erfand ganz seltsame Geschichten von Tieren, die sie leidenschaftlich liebte.

Im Jahre 1834 entschloß sich Mrs. Austin, England zu verlassen, und Sydney Smith schrieb dem kleinen Mädchen seinen unsterblichen Brief:

„Lucie, Lucie, mein liebes Kind, Dein Kleid darfst Du nicht zerreißen. Kleiderzerreißen ist an sich kein Zeichen von Genialität. Aber schreibe, wie Deine Mutter schreibt, handle, wie Deine Mutter handelt: sei aufrichtig, treu, liebenswürdig, einfach, ehrlich — und dann wird es wenig ausmachen, ob Deine Kleider zerrissen sind oder nicht. Und Lucie, mein liebes Kind, auf Deine Arithmetik mußt Du achtgeben. Du weißt, in Deiner ersten Summe bin ich Dir immer auf einen Fehler gekommen. Du hattest einen Zweier davongetragen, und Du hättest nur einen Einser davontragen sollen. Ist dies eine Kleinigkeit? Was wäre die Welt ohne Arithmetik anders als ein Bild des Schreckens? Du ziehst nach Boulogne, der Stadt der Schulden, die von Menschen bevölkert ist, welche nie etwas von Arithmetik verstanden. Bis Du wieder zurückkommst, werde ich wahrscheinlich meinen ersten Schlaganfall hinter mir haben und alle Erinnerung an Dich verloren haben. Deshalb

gebe ich Dir jetzt meine Abschiedslehre — heirate niemand, der nicht halbwegs Verstand und 1000 Pfund im Jahre hat. Und Gott segne Dich, mein liebes Kind.“

In Boulogne saß sie neben Heine an der table d'hôte. „Er hörte mich und meine Mutter deutsch sprechen und begann alsbald mit mir zu reden und sagte: „Wenn du nach England zurückkommst, kannst du deinen Bekannten sagen, daß du Heinrich Heine gesehen hast.“ Ich entgegnete: „Und wer ist denn Heinrich Heine?“ Er lachte herzlich und war über meine Unwissenheit nicht beleidigt und wir schlenderten immer zusammen an das Ende der Landungsbrücke, wo er mir Geschichten erzählte, in denen Fische, Seejungfern, Wassergeister und ein sehr drolliger französischer alter Geiger mit einem Pudel in der phantastischsten Weise vermengt waren. Manchmal humoristisch und sehr oft pathetisch, besonders wenn die Wassergeister ihm Grüße von der „Nordsee“ brachten. Er war so freundlich mit mir und zu jedem andern so sarkastisch. Oft besuchte zwanzig Jahre später dasselbe kleine Mädchen, dessen „braune Augen“ Heine in seinem lieblichen Gedicht „Wenn ich an deinem Hause —“ verherrlicht hatte, den sterbenden Dichter in Paris. „Es tut so wohl“, sagte er ihr, „eine Frau zu sehen, die nicht ein gebrochenes Herz herumträgt, damit alle Männer es ihr heilen. Wie die Frauen hier, die gar nicht zu ahnen

scheinen, daß ein gänzlicher Mangel an Herz das ist, woran sie wirklich leiden.“ Bei einer anderen Gelegenheit sagte er ihr: „Ich habe jetzt meinen Frieden mit der ganzen Welt gemacht, und zum Schluß auch mit Gott, der dich zu mir sendet als ein wunderschöner Engel des Todes. Ich werde sicherlich bald sterben.“ Lady Duff Gordon sagte zu ihm: „Armer Dichter haben Sie sich noch immer Ihre prächtigen Illusionen bewahrt, daß Sie eine reisende Engländerin in Azyrael verwandeln? Das war früher nicht der Fall, denn Sie mochten uns früher nie.“ Er entgegnete: „Ja, ich weiß nicht, was mich gegen die Engländer einnahm. Es war bloß Mutwille. Ich haßte sie nie, eigentlich habe ich sie nie gekannt. Ich war bloß einmal in England, aber kannte niemand dort, ich fand London traurig, und das Volk und die Straßen abscheulich. Aber England hat sich wohl zu rächen verstanden: es hat mir zwei vortreffliche Freunde geschickt — dich und Milnes, diesen prächtigen Milnes.“

Wir finden entzückende Briefe von Dich Doyle, mit den unterhaltendsten Zeichnungen, eine, des jetzigen Sir Robert Peel, als er im Hause seine Jungferntrede hielt, ist ausgezeichnet. Auch ist es außerordentlich amüßant, wie er wiederholt Hassans Leistungen beschreibt. Hassan war ein Negerknabe, den sein Herr wegjagte, weil er am Erblinden war, und eines

Nachts von Lady Duff Gordon an ihrer Türschwelle aufgefunden wurde. Sie nahm sich seiner an, durch sie wurde er geheilt und er scheint für jeden eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit und des Vergnügens gewesen zu sein. Eines Tages, als Prinz Louis Napoleon (der nachmalige Kaiser der Franzosen) unerwartet erschien, sagte er ernsthaft: „Ich bitte Mhlady, ich rannte weg und kaufte um 2 Pennies Sprotten für den Prinzen und die Ehre des Hauses.“ Anbei ein unterhaltender Brief der Mrs. Norton: —

„Meine liebe Lucie. — Wir haben Dir noch nicht für die roten Vasen gedankt, ohne welche kein fortgeschrittener Christ sein sollte, und die der Herrlichkeit unseres Landgutes den letzten Stempel ausdrücken. Wir bieten jetzt einen warmen pompejanischen Anblick, und das unausgesetzte Betrachten dieser klassischen Gegenstände befördert die Schönheit der Profillinie. Denn was läßt sich aus jener merkwürdigen Tatsache, die in allen antiken Ländern beobachtet werden konnte, nämlich die gerade Nasenlinie, anders schließen, als daß die immerwährende Gewohnheit, die Nase nach häßlichen Dingen zu erheben — wie die National Gallery oder andere hinderliche und nachtheilige Dinge —, die moderne Abweichung von der wahren und einzigen Linie

verschuldet hat? Ich freue mich in dem Gedanken, daß wir selbst eine Ausnahme bilden. Ich schreibe dies unserer Vorliebe für Pompejanische Vasen zu (der Schönheit und Vornehmheit dieser Vasenform zuliebe buchstabiere ich sie mit zwei großen Lettern), welche uns in einer Welt von Krümmungen auf dem geraden Weg erhielten. Ein Streben nach Profilen mit Hindernissen — um wie vieles mag es seltener vorkommen, als ein Streben nach Kenntnissen. Sprecht nicht davon unseren Kindern gute Beispiele zu geben! Bah! Setzen wir gute Pompejanische Vasen vor unsere Kinder hin, und wenn sie heranwachsen, werden sie sich nicht von ihnen trennen.“

Lady Duff Gordons Briefe aus dem Kapland und ihre glänzende Übersetzung von „The Amber Witch“ sind natürlich wohlbekannt. Das letzte Buch sowie Lady Wildes Übersetzung von „Sidonia the Sorceress“ waren in meiner Knabenzeit meine Lieblingslektüre. Ihre Briefe aus Ägypten sind wundervoll lebendig und bilderreich. Anbei ein Absatz interessanter Kunstkritik:

„Shereef Noosuf lachte herzlich über eine illustrierte Zeitung, die Hiltons „Rebekah at the Well“ wiedergab. Der alte „Vakoel“ des Sidi Ibrahim (Abrahams oberster Diener) kniete vor dem Mädchen, das er zu holen gesandt war,

wie ein alter Narr, ohne seinen Turban; Rebelah sowie die anderen Mädchen trugen merkwürdig erfundene Gewänder und die Kamele hatten Rüssel, die jenen der Schweine glichen. „Wenn es dem Maler nicht möglich war nach Sena zu kommen, um zu sehen, wie Araber wirklich aussehen,“ sagte Shehkh Noosuf, „warum malte er nicht einen Brunnen in England mit Mädchen, die englische Bäuerinnen sind, wenigstens wäre dies den Engländern natürlich vorgekommen und der Bafeel würde nicht ohne seinen Hut einem Tollhändler gleichen. Noosufs Kritik hat meinen vollen Beifall. Morgenländische Phantasiegemälde sind ganz und gar vernunftswidrig.“

Mrs. Noß hat auf jeden Fall ein äußerst faszinierendes Werk geschrieben, und ihr Buch ist das Modebuch der Saison. Es ist mit außerordentlichem Takt und Verständnis zusammengestellt.

„Caroline“ (Richard Bentley u. Sohn) von Lady Lindsay ist gewiß Lady Lindsays bestes Werk. Es ist in einem sehr klugen, modernen Stil geschrieben und zeugt im selben hohen Maß von Esprit und Witz, als es von feiner psychologischen Einsicht spricht. Caroline ist eine reiche Erbin, die in einem Kontinentalhotel über die Stiege geht und in die Arme eines entzückenden jungen Habenichtes fällt. Der Held des Romans ist der Freund des jungen Mannes,

Lord Lexington, welcher die große Selbstverleugnung zustande bringt, großartig, ohne geziert zu sein, und abenteuerlich, ohne lächerlich zu wirken. Die alte Jungfer, Miß Ffoulkes, ist ein prächtiger Charakter, und das ganze Buch ist wirklich ausgezeichnet geschrieben. Es hat auch den Vorzug, bloß aus einem Band zu bestehen. Schmutzliteratur und der verderbliche Einfluß der Leihbibliotheken sind offenbar in Abnahme begriffen. Die englischen Romane wurden äußerst langweilig mit ihren drei Bänden Geschwätz — wenigstens war der zweite Band immer bloß Geschwätz —, sie waren auch höchst unverdaulich. Ein malitiöser Wortspieler sagte mir einmal bezüglich englischer Romane: „Es ist immer ein Zusammenhang zwischen der Verdauung und dem Essen.“ Und sicherlich, englische Dichtungen wurden sehr schwerfällig, schwerfällig trotz der besten Absichten. Lady Lindsays Buch zeigt uns bessere Tage an. Sie ist kurz und bündig.

Welches sind die besten Bücher, die man als Weihnachtsgabe guten kleinen Mädchen beschenkt, die immer auch hübsch sind, oder hübschen kleinen Mädchen, die zuweilen auch gut sind? Man schenkt so gerne, was man selbst nicht brauchen kann, auf diese Weise ist die Freigebigkeit sehr in Umschwung geraten. Aber mit dieser Art Freigebigkeit kann ich mich nicht befreunden. Wenn man ein Buch schenkt, soll

es ein reizendes Buch sein — so reizend, daß man bereit es weggeschenkt zu haben, und es doch nicht zurückhaben möchte. Unter den Weihnachtbüchern blätternd, die mir verschiedene Verleger zugesandt haben, greife ich folgende als die besten und hübschesten heraus: „Gleanings from the Graphic“ von Randolph Caldicott (George Routledge und Söhne), ein geradezu faszinierendes Stizzenbuch, dessen Linienführung tatsächlich Witz und Humor aufweist und nicht bloß anhängig ist von der Legende wie die Franzosen den begleitenden Text nennen. „Meg's Friend“ (Blackie u. Söhne) von Alice Cartran, eine unserer zartesten und graziösesten Prosaschriftstellerinnen, deren Arbeit die seltenen künstlerischen Eigenschaften der Bornehmheit und Einfachheit in sich vereinen. „Under False Colours“ (Blackie und Söhne) von Sarah Downney, eine prächtige Geschichte. „The Fisherman's Daughter“ (Hatchards), von Florence Montgomery, der Autorin von „Misunderstood“, eine Erzählung, die sowohl durch ihren Stoff als auch durch die Behandlungsweise ganz bezaubert. „Under a Cloud“ (Hatchards), vom Autor des „Atelier du Lys“, das seines Autors würdig ist. „The Third Miss St. Quentin“ (Hatchards) von Mrs. Molesworth, und „A Christmas Posy“ (Macmillan u. Comp.) aus derselben faszinierenden Feder und von Walter Crane mit entzückenden Illustrationen

versehen. Miß Rosa Mullhollands „Giannetta“ (Bladie u. Söhne) und Miß Agnes Gibernes „Ralph Hardcastle's Will“ (Hatchards) sind dergleichen Bücher, die sich prächtig zu Geschenkszwecken eignen, und der gebundene Band „Atalanta“ bietet sowohl in künstlerischer als auch in literarischer Beziehung viel Entzückendes. Das hübscheste, ja, vom künstlerischen Standpunkt das schönste Buch ist wohl Walter Cranos „Flora's Feast“ (Capell u. Comp.). Es ist ein phantastisches Maskenspiel der Blumen und ist ebenso lieblich in den Farben, als es außerordentlich gezeichnet ist. Es zeigt uns den ganzen Prunk und Flor des Jahres, die Schneeglöckchen wie weißgeharnischte Ritter, der kleine Krokus, der niederkniet, um das Sonnenlicht in seinem Goldkelch einzufangen, die Narzisse, die wie junge Jägerleute ins Horn blasen, die Anemonen mit ihren wehenden Gewändern, die Ringelblumen im grünen Nieder, und die über und über weißen Silberdisteln, die über die Wiese trippeln wie arkadische Milchmädchen. Butterblumen sind anzutreffen und der gesiederte Weißdorn in stacheliger Rüstung, die Königskerzen wandeln in stolzer Prozession vorbei, rotbewimpelte Tulpen und Hyazinthen, mit ihren Frühlingsglöckchen und Chaucers Tausend-schön —

„Small and sweet,

Si douce est la Marguerite.“



Oscar Wilde auf dem Sterbebett.

Vier Stunden nach seinem Tode von Mr. Robert Ross aufgenommen.

Brunkende Päonien und Akeleien, „die den Wagen der Venus zogen,“ und die Rose mit ihrem Liebsten, und die vornehmen weißgekleideten Lilien, und weit offene Ochsenaugen, und scharlachner Mohn ziehen an uns vorbei. Wir sehen Himmelschlüssel und Kornrosen, Chrysanthemen in reichen Brokatgewändern, Sonnenblumen und hohe Rosenpappeln und blasse Schneerosen. Die Narzissen, wilden Rosen, Winden und Rosenpappeln sind entzückend gezeichnet und wären wundervoll, führte man sie in Sticerei aus oder in irgendeinem edlen Material. Wer immer Sinn für schöne Zeichnungen hat, kann wirklich nichts Besseres tun, als sich das Buch anzuschaffen. In seiner Art ist es ein kleines Meisterwerk, man kann seine phantastische Grazie, die Schönheit der Linienführung und Farben nicht genug loben. Die Griechen gaben dem Wald und dem Strom menschliche Gestaltung ihnen kam die Natur in der Najade oder Dryade am nächsten. Crane, mit einer sozusagen gotischen Phantasie begabt, erfaßte die Tiefe griechischen Fühlens, die Vorliebe lebendiger Darstellung, den Drang, die Dinge in menschlicher Form wiederzugeben. Ihm bedeuten die Blumen sovieler Ritter und Damen, Bagen und Schäferknaben, göttliche Nymphen oder schlichten Mädchen, und an ihrem schönen Körper oder ihren phantastischen Gewändern

erkennt man die wirkliche Form und Beschaffenheit der Blume, so daß die künstlerische Treue ihrer Wiedergabe nicht minder einzuschätzen ist, als ihre künstlerische Schönheit. Dieses Buch enthält vom Besten, das Crane je geleistet hat. Seine Kunst vermag nie Hervorragenderes, als wenn sie dem täglichen Leben ganz entrückt ist. Der leiseste Hauch der Wirklichkeit scheint sie zu töten. In einer Welt eigener Gestaltung lebt sie, oder sollte sie leben. Sie ist dekorativ, indem sie das Tatsächliche der Schönheit gänzlich unterordnet, in der Erhabenheit ihrer Linienführung, in der durchwegs phantastischen Behandlungsweise. Fast jede Seite des Buches gewährt eine Anregung für eine reiche Wandbekleidung, einen schönen Ofenschirm, ein gemaltes cassone, eine Holz- oder Elfenbeinschnitzerei.

Hildesheimer und Faulkner sandten mir eine größere Kollektion Weihnachtskarten und illustrierter Bücher. Eines der letzteren, eine *édition de luxe* von *Sheridan's*, „Here's to the Maiden of Bashful Fifteen“, wurde von Miss Alice Havers und Ernest Wilson sehr schön illustriert. Es kommt mir aber vor, daß die modernen Illustrationen Gefahr laufen, zu farbenbunt zu werden. Was wir brauchen, ist ein gutes Buchornament, ein dekoratives Ornament, das den Lettern und dem Druck angemessen ist und jeder einzelnen Seite einen

harmonischen und einheitlichen Stempel verleiht. Eine Seite bloß mit Aquarellbildern zu bepinseln, genügt keineswegs. Wohl ist es wahr, daß die japanische Kunst, die wesentlich dekorativ ist, gleichzeitig malerisch wirkt. Aber die Japaner besitzen die wunderbarste Zartheit der Pinselführung und mit einem Können, das so feinfühlig ist, daß es den Eindruck von köstlichem Zufall macht, vermögen sie allein durch glückliche Anordnung eine undekorierte Stelle zu schmücken. Es ist auch ein innerer Zusammenhang zwischen ihrer Kunst, ihrer Handschrift und den gedruckten Lettern. Sie gehen Hand in Hand und weisen dasselbe Verständnis für Form und Linie auf. Wir sollten danach trachten, eine Art Buchschmuck, der der Gestaltung unserer Lettern angemessen ist, zu erfinden. Vorderhand klafft ein Zwiespalt zwischen unseren künstlerischen Illustrationen und unkünstlerischen Buchstaben. Die ersteren sind ihrem Wesen nach zu ausgesprochen darstellend und stören eine Seite, anstatt sie zu schmücken. Immerhin nehme ich an, daß wir die meisten dieser Weihnachtsbücher als bloße Bilderbücher zu betrachten haben, an die sich ein mitlaufender Begleitungs-
text schließt. Da der Text gewöhnlich in Versen ist, weist es dem Dichter eine recht untergeordnete Stellung zu; aber die Dichtungen in solchen Büchern zeichnen sich gewöhnlich nicht durch sehr hohe Bedeutung oder Güte aus.

„Die verschiedenen Sammlungen irischer „Folk-lore“ sagt W. B. Yeats in seinem reizenden kleinen Buch „Fairy and Folk Tales of the Irish Peasantry“ (Walter Scott), „haben in unsern Augen einen großen Vorteil, und in den Augen anderer einen großen Fehler. Sie sind mehr Literatur als Wissenschaft und geben das irische Bauernleben wieder anstatt der Urgeschichte des Geschlechtes, oder was immer die Ethnographen sonst verfolgen mögen. Um einen Anspruch auf Wissenschaft zu erheben, hätten alle Erzählungen, die sie enthalten, wie Krämerrechnungen in Rubriken abgeteilt werden müssen — item der Märchenkönig, item die Märchenkönigin. Statt dessen trafen sie den echten Volkston, spürte sie den wahren Lebenspuls auf und gaben jedem, was seine Zeit kennzeichnet. Croker und Lover, denen die Tollheiten des irischen Adels wohlbekannt waren, sahen alles von der humoristischen Seite. Der Impuls der irländischen Literatur ihrer Zeit stammte von einer Kaste, die — nicht nur in politischer Beziehung — das Volk ernst zu nehmen verabsäumte und das Land für das Arkadien eines

Humoristen hielt. Ihre Leidenschaften, ihre Sorgen und Tragödien blieben ihnen verborgen. Was sie taten, war nicht von Grund aus falsch; sie erhoben bloß einen belanglosen Typus, der meist unter Fischerleuten, Kärnern und Bedienten zu finden ist, zum Typus eines ganzen Volkes und schufen den Irländer, wie er auf den Brettern steht. Das Jahr 1848 hat ihnen zugleich mit der großen Hungersnot den Star gestochen. Ihre Arbeit trug den Stempel sowie auch die ganze Seichtigkeit einer dominierenden und müßigen Kaste; bei Croker kommt zwar immer wieder Schönheit zum Durchbruch, wohlverstanden: eine sanfte, arkadische Schönheit. Carleton, von Haus aus ein Bauer, verrät in vielen seiner Geschichten, besonders in seinen Geistesgeschichten, trotz allem Humor eine weit ernstere Note. Kennedy, ein alter Dubliner Buchhändler, der scheinbar ein wenig den naiven Glauben an Feen besaß, folgt ihm, der Zeit nach. Er ist von viel geringerer literarischer Bedeutung, aber wundervoll treu in der Wiedergabe, und führt oft die ganz selben Worte an, in welchen die Geschichten dereinst erzählt wurden. Aber seit Croker ist Lady Wilkes „Ancient Legends“ das beste diesbezügliche Werk. Aller Humor ist ganz Pathos und liebevolle Weichheit geworden. Wir schauen hier ins innerste Herz des Kelten, in Augenblicken, wo er nach jahrelanger Verfolgung seines Lebens sich freut, wenn die

Träume wie weiche Kissen ihn umschmiegen, die Feen durch den dämmernden Abend singen und er nachgrübelt über die Seele und über den Tod. Hier haben wir das Urbild des Kelten — nur ist es ein Kelte, der träumt.

In einem Bande von sehr mäßigem Umfang und äußerst mäßigem Preise sammelte Yeats die charakteristischsten unserer irischen Volksmärchen, indem er sie nach ihrem Inhalt ordnete. Er begann mit dem „Trooping Fairies“. Die Bauern sagen, dies seien gefallene Engel, die nicht gut genug sind, um erlöst zu werden, und auch nicht böse genug, um ewiger Verdammnis anheimzufallen. Doch die irischen Altertumsforscher wollen in ihnen die alten Götter des heidnischen Irlands sehen, die, weil man sie nicht länger verehrte und mit Opfern fütterte, im Volksglauben einschrumpften, bis sie nur mehr wenige Spann hoch sind. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Schmauserei und Schlägerei, sind immer verliebt und vollführen eine ganz wunderherrliche Musik. Nur einer unter ihnen arbeitet, und zwar der Leprachaun (der kleine Schuster). Ihm obliegt es, ihre Schuhe wieder heilzumachen, wenn sie sie durchgetanzt haben. Yeats erzählt von einer alten Frau in der Nähe des Dorfes Ballisodare, die sieben Jahre bei ihnen lebte. Als sie nach Hause zurückkehrte, hatte sie keine Behen mehr, die hatte sie sich alle weggetanzt.

Unter dem Maibaum liefern sie sich jedes siebente Jahr eine Schlacht, der Ernte wegen, denn die schwersten Kornähren sind ihr Eigentum. Ein alter Mann erzählte Yeats, daß er sie einmal kämpfen sah, und daß sie dabei das Strohdach eines Hauses abtrugen. Jemand anderer hätte bloß einen starken Wirbelwind sehen können, der wegsüber alles in die Lüfte hob. Wenn der Wind Blätter und Strohhalme vor sich hintreibt, sind das die Feen, und die Bauern nehmen den Hut ab und sagen „Gott segne sie“. Sie singen, wenn sie heiter sind. Viele der schönsten irländischen Melodien sind nichts anderes als ihre eigene Musik, die man ihnen abgelauscht hat. Kein vorsichtiger Bauer würde es wagen, in der Nähe eines Drudensteins „the Pretty Girl Milking the Cow“ vor sich hinzuzummen, denn sie sind eifersüchtig und hören ihre Lieder von plumpen sterblichen Lippen nicht gerne wieder. Blake sah einmal das Begräbnis einer Fee. Aber wie Yeats hervorhebt, muß das entschieden eine englische Fee gewesen sein, denn die irischen Feen sterben nicht; sie leben ewig.

Dann kommen die „Solitary Fairies“ unter ihnen finden wir den vorhin erwähnten kleinen Leprachaun. Er ist nach und nach sehr reich geworden, weil er alle Schatzkrüge besitzt, die zu Kriegszeiten vergraben wurden. Wie Croker sagt, zeigte man zu Beginn dieses Jahr-

hundreds in Tipperary ein kleines Schühchen, das der Schuhmacher der Feen vergessen hatte.

Dann gibt es zwei nicht sehr respectable kleine Feen — Cluricaun, der sich in Burgkellern berauscht, und „The Red Man“, der bössartigen Schabernack treibt. „Fear-Gorta“ (der Hungermann) ist ein abgekehrtes Gespenst, welches zur Zeit der Hungersnot durch das Land geht, um Almosen bittet und dem Geber Glück bringt. „Water Sheerie“ ist mit dem Irrlicht, wie wir es in England kennen, verbrüdet. „Leanhaun She“ (das Feenleibchen) trachtet nach der Liebe der Sterblichen. Versagt man sie ihr, wird sie zur Sklavin, willfahrt man ihr, werden jene ihre Sklaven und kommen nur los, wenn sich jemand anderer findet, der ihre Stelle einnimmt. Die Feen leben ihr Leben fort, aber jene schwinden dahin. Der Tod befreit einen nicht von ihr. Sie ist die gallische Muse, denn sie erfüllt jenen, den sie verfolgt mit ihren Offenbarungen. Gallische Dichter sterben vor der Zeit, weil sie rastlos ist und sie nicht lange auf Erden läßt. „Pooka“ ist dem Wesen nach ein tierischer Geist und manche wollen in ihm einen Vorfahren von Shakespeares Puk erkennen. Er lebt in einsamen Gebirgen unter uralten Ruinen, „welche durch ihre große Einsamkeit Schrecken einjagen“, und zählt zur Gattung der Alpe. Er zeigt sich in verschiedenen Gestalten, einmal ist er ein

Pferd, dann eine Ziege oder ein Adler. Wie alle Geister gehört er nur teilweise der körperlichen Welt an. Die Banshee kümmert sich nicht viel um den Ausgleich unserer demokratischen Richtung; sie hat nur Vorliebe für alte Familien und verachten den parvenu, den nouveau riche. Wenn mehr als eine Banshee zugegen sind, und sie wehklagend im Chore singen, gilt es dem Ableben einer frommen oder hochgestellten Persönlichkeit. Manchmal erscheint in Begleitung der Banshees eine ungeheure schwarze Kutsche, die einen Sarg führt, sie wird von Pferden ohne Köpfen gezogen und ein Dullahan hält die Zügel. Ein Dullahan ist das Entsetzlichste auf Gottes Erdboden. Im Jahre 1807 gewahrten zwei Schildwachen, die vor dem Sankt James-Park standen, einen solchen über das Gitter klettern, und starben vor Schrecken. Yeats meint, daß sie vermutlich von jenem irischen Riesen abstammen, der durch den Ärmelkanal schwamm mit seinem Kopf zwischen den Zähnen.

Dann kommen die Geschichten der Geister, der Heiligen und Priester, und der Riesen. Die Geister sind die Vermittler zwischen dieser und der andern Welt. Irdische Sehnsucht oder Neigung hält sie hier zurück, oder eine unerfüllte Pflicht, oder auch Haß gegen Lebende. Sie sind jene, die für die Hölle zu gut und für den Himmel zu böse sind. Manchmal nehmen sie die Gestalt von Insekten, mit Vorliebe von

Schmetterlingen, an. Der Autor von „The Parochial Survey of Ireland“ hörte eine Frau zu einem Kinde, das einen Schmetterling jagte, sagen: „Kannst du wissen, ob es nicht die Seele deines Großvaters ist?“ In der Allerheiligennacht sind sie draußen und tanzen mit den Feen. Was die Heiligen und Priester betrifft, kommen in den Geschichten keine Märtyrer vor. Der alte Chronikschreiber Giraldus Cambrensis neckte den Erzbischof von Cashel, daß in Irland niemand die Märtyrerkrone erlangt hätte. „Unser Volk mag roh und unwissend sein,“ entgegnete der Prälat, „aber nie hat es die Hand gegen Gottes Heilige erhoben; aber jetzt, wo wir ein Volk in unserer Mitte haben, das weiß, wie man sich dazu anstellt (es war just nach der englischen Invasion), werden wir Märtyrer zur Genüge besitzen.“ Die Riesen waren die altheidnischen Helden von Irland, die immer größer und größer wurden, in dem Maße, als die Götter immer kleiner zusammenschrumpften. Das kommt, weil sie nicht erst auf Opfergaben warteten, sie nahmen sie sich vi. et armis. Einige der hübschesten Geschichten sind jene, welche sich um Tir-nán-Og reihen. Dies ist das Land ewiger Jugend, „denn das Alter und der Tod haben es noch nicht entdeckt, und Tränen und lautes Gelächter kamen ihm noch nicht nah.“ Ein Mann war dort und kehrte zurück. Es ist der Barde Difen

— er zog auf einem weißen Roß aus, glitt mit seiner verzauberten Miami über den Wellenschaum, lebte 300 Jahre dort und kam zurück, seine Gefährten zu suchen. Im Augenblick, als sein Fuß wieder die Erde berührte, brachen seine 300 Jahre über ihn herein, sein Körper krümmte sich zu Boden und sein Bart floß über die Erde. Er beschrieb St. Patrick, seinen Aufenthalt im Land der ewigen Jugend, bevor er starb. „Seither,“ um mit Yeats zu sprechen, „haben es viele an vielen Orten gesehen, manche in der Tiefe der Seen, und sie hörten den Klang ferner Glocken aufsteigen. Wieder andere sahen es weit am Horizont, als sie von den westlichen Klippen Ausschau hielten. Keine drei Jahre ist es her, daß ein Fischer es gesehen zu haben vermeinte...“ Yeats hat seine Sache entschieden gut gemacht. Er verrät ein großes Kunstverständnis in der Auswahl der Erzählungen, und seine kleinen Einleitungen sind reizend geschrieben. Man freut sich, einer Sammlung rein phantastischer Richtung zu begegnen, und Yeats besitzt einen ungemein sicheren Instinkt, das Schönste und Beste der irischen Volksfagen herauszugreifen. Es ist auch dankenswert, daß er sich nicht allein an die Prosa hielt, sondern Allinghams liebliches Gedicht von den Seen miteinschloß.

Jeder, der eine Vorliebe für Feenmärchen und Volksagen besitzt, sollte sich dieses Büchlein anschaffen. „The Horned Women“, „The Priest's Soul“ und „Teig O' Kane“ sind wunderbar in ihrer Art, und man begegnet tatsächlich nicht einer Geschichte, die es nicht der Mühe lohnte gelesen zu werden und die einen nicht nachdenklich stimmte.

Der geistreichste Autor in Frankreich ist jetzt eine Frau. Diese kluge, diese spirituelle grande dame, welche sich des Pseudonyms „Gyp“ bedient, steht in ihrem Vaterland einzig da. Ihr Witz, ihr feiner, entzündender esprit, die faszinierende Art, in der sie ihrer Zeitströmung Rechnung trägt, und ihre leichte glückliche Hand sichern ihr eine Ausnahmstellung in jener literarischen Bewegung, die das moderne Leben nachzubilden bestrebt ist. Bücher wie „Autour du Mariage“, „Autour du Divorce“ und „Le Petit Bob“ sind mutwillige kleine Meisterwerke ihrer Art, und das einzige englische Buch, das man mit ihnen vergleichen könnte, ist Violet Jones „Edwin und Angelina Papers“. Der selten glänzenden Feder, die uns diese weisen und witzigen modernen Lebensstudien schenkte, verdanken wir nunmehr eine bedeutendere und noch sorgfältigere Arbeit. „Helen Davenant“ (Chapman und Hall) ist ebenso glücklich in der Ausführung, als der Entwurf ein prächtiger zu nennen ist. Wenn man einen Fehler finden

will, ist es, daß es einen überreichen Stoff aufweist. Aus demselben Material hätte ein sparsamerer Schriftsteller zwei Romane und ein halbes Duzend psychologischer Studien für amerikanischen Zeitschriften gemacht. Thackeray traf einmal den Bischof Wilberforce bei einem Diner, das Dean Stanley gab, und nachdem er eine Weile dem ganz ungewöhnlichen Redefluß und Anekdotenschatz des gesprächigen Prälaten gelauscht, bemerkte er zu seinem Nachbarn: „Ich könnte es mir nicht leisten, mich in diesem Maße zu verausgaben.“ Violet Fane ist sicherlich von verschwenderischer Extravaganz, was die Fülle der Episoden, die Verwicklungen und Charakterschilderungen betrifft, aber wir dürfen mit einer Überfülle des Stoffes nicht rechten zu einer Zeit, wo Armseligkeit des Vorwurfes und Magerkeit des Stoffes das Kennzeichen moderner Dichtkunst zu werden droht. Die Erzählung ist so reich an Nebenhandlung, daß es schwer, ja beinahe unmöglich ist, die Fabel nur annähernd richtig wiederzugeben. Unser Augenmerk wird auf ein junges Mädchen gelenkt, das sich heimlich mit einem jener geheimnisvollen und faszinierenden fremdländischen Edelleute verlobt, wie sie für den Romanschriftsteller oder Dramatiker heutzutage geradezu unbezahlbar sind. Kurz nach der Trauung wird ihr Gatte eines grauenhaften Mordes wegen festgenommen, den er vor vielen Jahren

in Rußland unter dem Einfluß von Mesmerismus und heimlicher Magie vollführte. Das Verbrechen geschah im hypnotischen Schlaf, und wie Violet Fane das beschreibt, hört es sich viel wahrscheinlicher an als die gegenwärtigen hypnotischen Experimente, deren Berichterstattung man in wissenschaftlichen Fachblättern begegnet. Dies beweist, wie sehr die Dichtung der bloßen Wahrheit gegenüber im Vorteil ist. Sie kann Dingen eine künstlerische Wahrscheinlichkeit verleihen, sie weckt die Einbildungskraft durch realistische Glaubhaftigkeit und vermag uns durch die bloße Autorität ihres Stiles zu zwingen, ihr Glauben zu schenken.

Die gewöhnlichen Schriftsteller, die sich an die gewöhnlichen Ereignisse des alltäglichen Lebens halten, scheinen mir auf ein gutes Teil ihrer Macht zu verzichten. Die Romantik begrüßt jedenfalls alles Wunderbare als etwas Hochwillkommens, jene Stimmung, die Wunder zeugt und Wunder glaubt, gehört zu ihrem eigensten Reiz, sie hat eine Vorliebe für alles, was seltsam und merkwürdig ist. Aber außer all dem Märchenhaften über Magie und Hypnose enthält „Helen Davenant“ vieles andere Lesenswerte. Violet Fane schreibt eine ausgezeichnete Feder. Das Eingangskapitel des Buches mit seiner furchtbar packenden Tragik ist von sehr kräftiger Wirkung, und es nimmt mich nur wunder, daß die kluge Autorin die prächtigen psy-

chologischen Möglichkeiten eben jenes Kapitels Die Naturschilderungen, die lebendigen Skizzen auch nur eine Minute außer Aug lassen mochte. aus dem Highlife, die feinfühligte Wiedergabe der gesellschaftlichen Sprech- und Denkungsweise, alles dies ist desgleichen ganz ausgezeichnet durchgeführt. „Helen Davenant“ ist sicherlich ein kluges und bedeutendes Buch und beweist, daß Violet Fane eine Prosa beherrscht, die ihren Versen nicht nachsteht. Sie betrachtet das Leben nicht bloß mit den Augen des Dichters, sondern auch vom Standpunkt des Philosophen, des scharfen Beobachters und des glänzendsten Kritikers. Glänzender Kritiker unserer gesellschaftlichen Formen zu sein, ist keine geringe Sache, und einem Roman das Ergebnis solch sorgfältiger Beobachtungen und Studien einzuverleiben, sind wohl nur die wenigsten in der Lage. Mir scheint, daß die Schwierigkeiten, unter welchen die Romanschriftsteller heutzutage zu leiden haben, folgende sind: entweder gehen sie nicht in Gesellschaft, dann soll man ihre Bücher gar nicht erst lesen, und gehen sie in Gesellschaft, bleibt ihnen keine Zeit zum Schreiben übrig. Immerhin hat Violet Fane das Problem gelöst.

„Die Aufzeichnungen, die ich dem Leser unterbreiten will, sind nicht das Ergebnis einer bewußten Tätigkeit der Phantasie. Sie sind, wie das Titelblatt besagt, eine Wiedergabe von Träumen, welche mit Unterbrechungen im Laufe

der letzten elf Jahre sich einstellten, und wurden beinahe ihrer Reihenfolge gemäß aus meinem Tagebuch abgeschrieben. Als ich vom Schlummer erwachte, in welchem solche Träume sich zutruhen, schrieb ich sie so rasch als möglich nieder — deshalb weisen diese Erzählungen, die der Form und dem Ausdruck nach schlicht und ungekünstelt sind, wenigstens der Vorteil frischer und lebendiger Darstellung auf. Denn sie wurden in einem Augenblick zu Papier gebracht, als die Wirkung und der Eindruck jeder der einzelnen Visionen das Gemüt stark und gewaltsam beherrschten

Das Bemerkenswerteste an den Erfahrungen, die ich wiedergeben will, ist die Reihenfolge ihrer Anordnung und ihr sinnreicher Inhalt, der sich ebenso in den Ereignissen offenbarte, denen ich beiwohnte, als auch in den Worten, die ich hörte oder las

Mir ist kein ähnliches solches Phänomen je begegnet, außer in Bulwer Lyttons Roman „The Pilgrims of the Rhine“, in welchem die Geschichte eines deutschen Studenten erzählt wird, der in so hohem Maße die Fähigkeit des Traumlebens besaß, daß in seiner Person das normale Verhältnis von Schlafen und Wachen umgestoßen erscheint. Sein wirkliches Leben war jenes, das er im Schlummer führte, und die Stunden, die er durchwachte, schienen ihm ebenso viele ereignislose und tatenlose Ruhepausen

in einem Dasein, das starke und lebendige Interessen erfüllte und das ganz in hypnotischem Zustand dahinsloß....

Während dem ganzen Zeitraum, der von diesen Träumen beherrscht wird, gab ich mich eifrig, ich kann sagen beinahe ununterbrochen, wissenschaftlichen und literarischen Studien hin, die ein scharfes Erkenntnisvermögen, vollständige Selbstbeherrschung und klaren Kopf forderten. Zur Zeit, als die lebhaftesten und merkwürdigsten Visionen stattfanden, studierte ich an der Pariser medizinischen Fakultät und bereitete mich auf das Rigorosum vor, indem ich täglich in den Spitalern tätig war und Vorlesungen hörte. Später, als ich promoviert hatte, lebte ich meinen Berufspflichten und schrieb wissenschaftliche Arbeiten für die Presse. Auch habe ich nie Opium oder Haschisch oder irgendein auf das Traumleben wirkendes Hilfsmittel zu mir genommen. Eine Tasse Tee oder Kaffee sind das äußerste, was ich mir in dieser Richtung erlaubte. Ich erwähne diese Einzelheiten, um falschen Schlüssen vorzubeugen, die vielleicht sonst bezüglich der Genesis meiner Fähigkeit gezogen werden könnten.

Es ist vielleicht erwähnenswert, daß wohl die meisten der hier wiedergegebenen Träume gegen Morgenanbruch stattfanden; manchmal sogar nach Sonnenaufgang während des „zweiten Schlafes“. Magenleere, vielleicht im Verein

mit gewissen magnetischen oder andern atmosphärischen Bedingungen, scheinen daher für Eindrücke dieser Art am meisten zugänglich zu machen.“

Dies ist der Bericht, den die nunmehr verstorbene Dr. Anna Kingsford über den Ursprung ihres merkwürdigen Bandes „Dreams and Dream-Stories“ (George Redway) gibt, und sicherlich sind einige der Erzählungen wie „Steep-side“, „Beyond the Sunset“ und „The Village of Seers“ recht lesenswert, obwohl sie weder stofflich noch gedanklich den gewöhnlichen Durchschnittserzählungen, wie wir sie in den Familienblättern begegnen, übertreffen. Niemand, der das Glück genossen hat, Mrs. Kingsford, die eine unserer hervorragendsten Frauen war, zu kennen, wird es einen Augenblick bezweifeln, daß diese Erzählungen ihr in der geschilderten Weise zukamen, aber eben das Resultat enttäuscht mich ein wenig. Immerhin, vielleicht erwartete ich zuviel. Es ist ja keinerlei Begründung vorhanden, daß die Einbildungskraft zur Zeit des Träumens reicher und lebendiger sein sollte, als zur Zeit des Wachens. Mrs. Kingsford führte einen Brief an, den Samblichus an Agathocles richtete und welcher besagt: „Die Seele führt ein Doppelleben, ein niedriges und ein höheres. Im Schlaf ist die Seele von der Körperschwere erlöst und wendet sich als ein befreites Wesen dem göttlichen

Leben der Intelligenz zu. Der edlere Teil unseres Gemütes eint sich hiemit durch Abstraktion den höher organisierte Naturen und hat an der Weisheit und Allwissenheit der Götter teil... Ist es Nacht für den Körper, so tagt es in der Seele." Doch die größten Kunstwerke der Literatur und die größten Geheimnisse der Wissenschaft offenbarten sich nicht auf solche Weise. Und was Coleridge betrifft, — obwohl „Kubla Khan“ wundervoll ist, ist es nicht wunderbarer, ja weit weniger vollendet als „The Ancient Mariner“.

Was die Träume an und für sich anbelangt, die den ersten Teil des Buches umfassen, so hängt ihr Wert natürlich hauptsächlich vom Wert der Wahrheiten und Weissagungen ab, die sie zur Voraussetzung haben. Ich muß ehrlich sagen, daß der heutige Mystizismus in meinen Augen bloß eine Methode ist, nutzlose Erkenntnis so mitzuteilen, daß kein Mensch sie versteht. Allegorien, Parabeln und Visionen haben ihre ausgesprochene künstlerische Berechtigung, aber ihr philosophischer und wissenschaftlicher Wert ist äußerst gering. Immerhin hier ist einer von Mrs. Kingsfords Träumen. Eine gewisse zierliche Anmut kann ihm nicht abgesprochen werden.

Die wunderbare Brille.

Ich ging allein am Meeresufer. Es war ein besonders klarer und sonniger Tag. Vor

mir lag die herrlichste Landschaft, die ich je gesehen, und in der Ferne ragten ausgedehnte Bergketten, deren höchste Spitzen weiß waren vom glitzernden Schnee. Den Dünenstrand entlang näherte sich mir ein Mann, der als Briefträger ausgerüstet war. Er gab mir einen Brief. Der war von Ihnen. Und darin stand: —

„Ich habe das allererste und wertvollste Buch, das da ist, an mich gebracht. Es wurde vor der Erschaffung der Welt geschrieben. Der Text ist ziemlich leicht zu lesen. Aber die Anmerkungen, deren sehr weitschweifige und zahlreiche sind, haben so kleine und undeutliche Buchstaben, daß ich sie nicht entziffern kann. Ich möchte, daß Sie mir die Brille verschaffen, die Swedenborg immer trug; nicht das kleinere Paar — das er Hans Christian Andersen gab, sondern das große Paar, und dieses ist, mir scheint, verlegt worden. Ich glaube, Spinoza hat sie gemacht. Wie Sie wissen, war er Optiker und der beste, den es je gegeben hat. Trachten Sie mir sie zu verschaffen.“

Als ich den Brief zu Ende gelesen und aufblickte, gewahrte ich den Briefträger über die Dünen zurückeilen, und ich rief ihm zu: „Halt! Wie soll ich denn die Antwort schicken? Wollen Sie nicht darauf warten?“

Er blickte sich um, hielt an, und kam zu mir zurück.

„Hier habe ich die Antwort,“ sagte er und

klopfte auf den Briefsack, „und ich werde sie sofort abgeben.“

„Wie können Sie die Antwort haben, bevor ich sie noch geschrieben?“ fragte ich. „Sie machen eine Verwechslung.“

„O nein“, sagte er. „In der Stadt, woher ich bin, werden alle Antworten am Postamt geschrieben und zugleich mit den Briefen selbst ausgetragen. Ihre Antwort ist in meinem Briefsack.“

„Zeigen Sie sie mir“, sagte ich. Er entnahm dem Quersack noch einen Brief und reichte ihn mir. Ich öffnete ihn und las in meiner eigenen Handschrift folgende an Sie gerichtete Antwort:

„Die Brille, die Sie haben wollen, kann man in London kaufen; aber Sie werden sie nicht gleich benutzen können, weil sie jahrelang nicht getragen wurde und sie dringend einer Säuberung bedarf. Dies werden Sie in London nicht selbst vornehmen können, weil es dort zu finster ist, um klar zu sehen, und weil Ihre Finger nicht zart genug sind, sie gehörig zu reinigen. Bringen Sie sie her zu mir, und ich tue es für Sie.“

Ich gab diesen Brief dem Briefträger zurück. Er lächelte und nickte mir zu; und dann gewahrte ich zu meinem Erstaunen, daß er ein härenes Gewand um die Lenden trug. Soeben wollte ich ihn — ich weiß zwar nicht warum — als Hermes anreden. Aber nun sah ich, daß

er Johannes der Täufer sein müsse, und aus Schrecken, mit solch einem großen Heiligen gesprochen zu haben, erwachte ich.“

Maitland, welcher den vorliegenden Band herausgab und mit Mrs. Kingsford gemeinschaftlich das seltsame Buch „The Perfect Way“ verfaßte, behauptet in einer Schlußanmerkung, daß die Träumende zu jener Zeit nichts von Spinoza wußte, und keine Kenntnis davon hatte, daß er Optiker war. Und er deutet den Traum dahin aus, daß die genannte Brille das merkwürdige intuitive und anschauliche Empfindungsvermögen, das Mrs. Kingsford eigen war, verfinnbildlichen sollte.

Für eine übersinnliche Botschaft, die solches bedeutete, scheint mir aber schon die Form dieses Traumes nicht besonders glücklich, und ich könnte nicht gerade behaupten, daß mir das Wechselspiel des Briefträgers und des heiligen Johannes des Täufers besonders gefiele. Vom physiologischen Standpunkt aus, sind diese Träume immerhin interessant und Mrs. Kingsfords Werk ist zweifellos ein wertvoller Beitrag zur mythischen Literatur des XIX. Jahrhunderts.

„The Romance of a Shop“ (T. Fisher Unwin) von Miß Amy Levy ist ein weltlicheres Buch und handelt von den Abenteuern einiger

junger Damen, welche zum Entsetzen ihrer vornehmen Angehörigen ein photographisches Atelier in der Baker Street eröffnen.

Es ist so ergötzlich und frisch weg geschrieben, daß die Einschaltung eines tragischen Konfliktes gewaltsam und nicht begründet erscheint. Man vermißt die echte tragische Stimmung, und ohne dieser Stimmung machen Not und Elend in der Literatur einen sozusagen kleinlichen und gewöhnlichen Eindruck.

Sonst ist das Buch ausgezeichnet geschrieben, der Stil ist gewandt und verrät eine scharfe Beobachtungsgabe.

Beobachtungsgabe ist vielleicht für den Schriftsteller die Hauptsache. Denn, wenn Romanschreiber tiefsinnig werden wollen und moralisieren, sind sie meistens langweilig. Aber mit raschem Überblick und klugem Verständnis das Leben zu beobachten, ihm seine Eigenheiten abzulauschen, die Feinheiten, Satiren und dramatischen Möglichkeiten seiner Erscheinungen zu erfassen und uns ein Bild des Lebens mit einer gewissen persönlichen Note in feinfühligter Auslese wiederzugeben — dies sollte nach meiner Meinung das Ziel unserer heutigen realistischen Romanschreiber sein. Es wäre vielleicht übertrieben, wenn man Miß Levy eine persönliche Note zuschreiben wollte. Eine solche trifft sich in der modernen Literatur überhaupt am allerfeltesten an, obwohl nicht wenige ihrer Meister modern

sind. Aber Miß Levy hat viele andere Eigenschaften, die man zu bewundern vermag.

„Faithful and Unfaithful“ (Macmillan und Comp.) ist ein kraftvoller, aber nicht sehr erfreulicher Roman. Immerhin ist der Stoff der meisten modernen Erzählungen nicht dazu angetan, das künstlerische Schönheitsgefühl zu befriedigen; sondern soll uns vielmehr einen lebendigen Abklatsch des Lebens bieten, unsere Aufmerksamkeit auf soziale Mißstände und Unbilligkeiten lenken. Viele unserer Romanschreiber verfassen eigentlich Pamphlete, sie sind Reformatoren, die sich bloß ein literarisches Mäntelchen umhängen, ernste Soziologen, die das Leben nicht bloß spiegeln wollen, sondern es auch zu verbessern trachten. Miß Margaret Rees Heldin oder besser gesagt Märtyrerin, ist ein edles und anmutiges amerikanisches Puritanermädchen, das mit 18 Jahren einen Mann heiratet, in welchem sie um jeden Preis einen Helden sehen will. Ihr Gatte vermag in der Atmosphäre eines so hochgeschraubten Idealismus nicht zu bestehen. Ihr fester und unwandelbarer Glaube an ihn trägt zu seinem Verderben bei. „Du bist zu gut für mich!“ sagte er ihr in einer feineronnenen Schlussszene, „nicht ein Gedanke, nicht eine Neigung, nicht eine Leidenschaft ist uns gemeinsam. Ich bin es müde, ja ich bin ganz krank davon, scheinbar eine Stufe erstreben zu wollen, die ich nicht erreiche, und auch nicht

erreichen möchte. Wir machen uns eines das andere unglücklich — ich kann dich nicht herabziehen, und zehn Jahr erschöpfst du dich in nutzlosen Versuchen, mich zu deiner Höhe zu erheben! Das muß ein Ende nehmen.“

Er bittet sie, sich von ihm zu scheiden, aber sie schlägt es ihm ab. Er verläßt sie dann und macht sich alle jene seltsamen Vergünstigungen zunutze, die in den Vereinigten Staaten eine Ehe lösen können, und es gelingt ihm, sich von ihr ohne ihrem Wissen und Willen scheiden zu lassen. Das Buch kennzeichnet gewiß treffend eine Zeit, die so praktisch und literarisch ist wie die unsere, eine Zeit, deren gesellschaftliche Reformen stets von literarischen Werken angeregt und beeinflusst wurden. „Faithful and Unfaithful“ weist scheinbar auf eine bevorstehende Änderung der amerikanischen Ehegesetzgebung hin.

Prinzessin Christians Überſetzung der „Memoiren von Wilhelmine Markgräfin von Bahreuth“ (David Stott) iſt ein höchſt entzückendes, faſzinierendes Buch. Wie die Prinzessin ſelbſt in ihrer glänzenden Einleitung hervorhebt, waren die Markgräfin und ihr Bruder „in den erſten Reihen jener forſchenden Geiſter des vergangenen Jahrhunderts, die nach innerlicher Freiheit ſtrebten.“ Die Prinzessin erzählt: „Sie hatten die engliſchen Philoſophen Newton, Locke und Shaftesbury ſtudiert, und ſchwärmten für die Schriften Voltaires und Rouſſeaux. Ihr ganzes Leben trug den Stempel des Einflusses, den die franzöſiſchen Geiſter auf die brennenden Tagesfragen übten. Im XVIII. Jahrhundert begann jener große Kampf zwiſchen der Philoſophie und der Tyrannei abgetaner Mißbräuche, der in der franzöſiſchen Revolution ſeinen Höhepunkt fand. Die edelſten Geiſter waren in dieſen Kampf verwickelt und wie alle Reformatoren, verloren ſie ſich in Extremen und büßten den Blick für ein richtiges Verhältniß der Dinge ein. Es iſt nicht zu ſagen, welchen

Einfluß die Markgräfin auf die geistige Entwicklung ihres Landes nahm. Sie machte Bayreuth zu einem Sammelpunkte der Kultur und der Gelehrsamkeit, wie es sich Deutschland vorher nicht träumen ließ.“

Der historische Wert dieser „Memoiren“ ist natürlich anerkannt. Carlyle nennt sie „das bei weitem glaubwürdigste Zeugnis der Jugend Friedrichs des Großen.“ Aber wenn man in ihnen bloß die Selbstbiographie einer klugen und reizenden Frau sieht, sind sie nicht weniger interessant. Selbst jene, denen die Politik des XVIII. Jahrhunderts ganz gleichgültig ist, und die Geschichte an sich als eine wenig anziehende Dichtungsart betrachten, werden nicht umhin können, den Zauber der Markgräfin, ihren Wit, ihre Lebendigkeit und Heiterkeit auf sich wirken zu lassen, wie auch ihre glänzende Beobachtungsgabe und starke Lebensbejahung. Nicht daß ihr Leben im allgemeinen ein glückliches zu nennen ist. „Ihr Vater beherrschte“, wie die Prinzessin anführt, „seine eigene Familie mit demselben strengen Despotismus mit dem er sein Land beherrschte. Es machte ihm Vergnügen, seine Macht in der galligsten Weise fühlen zu lassen.“ Die Markgräfin und ihr Bruder „litten nicht nur durch sein zügelloses Temperament, sondern hatten auch tatsächliche Entbehrungen zu erleiden, denen man sie unterwarf“. Und die Markgräfin entwickelte uns wahrhaftig ein höchst

merkwürdiges Bild des Königs: „Er verabscheute alle Wissenschaft“, schreibt sie, „und wollte durchaus nicht, daß ich mich anders, als mit weiblichen Arbeiten und Haushalt beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht.“ Musik schien ihm ein Staatsverbrechen und er behauptete, jedermann dürfe sich nur dem einen widmen: die Männer dem militärischen Dienst und die Frauen ihren häuslichen Pflichten. Wissenschaft und Kunst zählten zu den sieben Todsünden. „Manchmal wurde er auf einmal religiös, und dann“, erzählt die Markgräfin, „lebten wir zu meinem und meines Bruders großem Jammer wie die Trappisten; alle Nachmittage hielt der König eine Predigt, der wir so aufmerksam zuhören mußten, als spräche sie der Mund eines Apostels. Oft überwältigte meinen Bruder und mich die Vachlust dergestalt, daß wir laut ausbrachen, aber dann ergoß sich auch der apostolische Fluch über unsere Häupter, und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen.“ Sparsamkeit und Soldaten waren sein einziger Gesprächsstoff, in Gesellschaft war es sein Hauptvergnügen, seine Gäste betrunken zu machen; und was sein Temperament betrifft, würden uns die Schilderungen der Markgräfin beinahe als unglaubwürdig erscheinen, wenn sie von anderen Seiten nicht vollauf bestätigt wären. Suetonius hat von dem selt-

samen Wahnsinn geschrieben, der Könige erfaßt, aber seine melodramatischen Chroniken enthalten kaum irgend etwas, das den Dingen gleichkäme, die wir von der Markgräfin hören. Folgendermaßen beschreibt sie das Familienleben eines Königshofes im letzten Jahrhundert, und es ist noch immer nicht das ärgste, das sie uns zu sagen weiß.

„Eines Tages, wie seine Laune ganz besonders schlimm war, erzählte er der Königin, daß er Briefe aus Anspach habe, die ihm besagten, daß der Markgraf im Mai nach Berlin kommen werde, um meine Schwester zu heiraten, und daß er einen seiner Minister mit dem Verlobungsring vorausschicken würde; darauf fragte er meine Schwester: ob ihr das Freude mache, und wie sie ihre Wirtschaft einrichten wolle? Meine Schwester hatte sich mit ihm auf den Fuß gesetzt, ihm alles, was ihr in den Kopf kam, zu sagen, sogar recht derbe Wahrheiten, ohne daß er es übel aufnahm; in dem Vertrauen, daß sie es jetzt eben auch tun könnte, sagte sie: ‚wenn ich meinen Haushalt einrichte, so halte ich mir einen guten, wohlbesetzten Tisch, der sicher besser sein soll als der Ihre, und habe ich Kinder, so quäle ich sie nicht, wie Sie die Ihren, indem Sie sie zwingen, Dinge zu essen, die ihnen widerstehen.‘ —

‚Was fehlt meinem Tisch?‘ fragte der König, dem das Blut ins Gesicht trat. ‚Was

ihm fehlt?' versetzte sie, „nicht genug zu essen ist darauf, und was da ist, sind Kohl und Rüben, die wir nicht ausstehen können.“ — Schon ihre erste Antwort hatte angefangen ihn zu ärgern, jetzt ward er wütend vor Zorn, aber anstatt sie zu strafen, fiel er über die Königin, meinen Bruder und mich her. Zum Anfang warf er seinen Teller meinem Bruder an den Kopf, der ihm nur mit Mühe auswich; ein zweiter flog auf mich zu, und ich war ebenso glücklich; ein Strom von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseligkeiten nach. Der Königin warf er die üble Erziehung vor, die sie ihren Kindern gäbe, und zu meinem Bruder sagte er: „du solltest deiner Mutter fluchen, sie ist daran schuld, daß du ein Taugenichts bist...“

Als wir aber, mein Bruder und ich, neben ihm vorbeigehen wollten, um das Zimmer zu verlassen, versetzte er uns mit seiner Krücke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergestreckt hätte. Wir entkamen endlich glücklich aus dem Zimmer.“

„Und doch,“ bemerkt die Prinzessin Christian, „trotz dieser sozusagen grausamen Behandlung, die ihr der Vater angedeihen ließ, ist es auffallend, daß Wilhelmine in ihren „Memoiren“ durchwegs mit der größten Zärtlichkeit von ihm spricht. Sie erwähnt immer wieder „sein gutes Herz“ und daß seine Fehler „eher in seinem Temperament als in seiner Natur lagen“. Auch

konnte das Unglück und Elend ihres Daheimseins ihre glänzende Geistesanlage nicht trüben. Was andere verbissen gemacht hätte, erweckte in ihr die satirische Ader. Anstatt die Tragödie ihres Lebens zu beweinen, lachte sie über die allgemeine Komödie des Lebens. Zum Beispiel ist hier die Beschreibung von Peter dem Großen und seiner Gattin, die im Jahre 1718 nach Berlin kamen: — „Die Zarin war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedrige Herkunft zu erraten. Ihrem Aufputz nach hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vorn mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung geschmückt, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen und schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Duzend Orden und ebensoviele Heiligenbilder und Reliquien, die am Besatz ihres Kleides angebracht waren, und wenn sie ging, ein Geklingel machten, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegeneinander klapperten, machten ebensolches Geräusch.

Der Zar hingegen war groß und wohlwachsen, schön von Gesicht, aber seine Physiognomie hatte etwas Rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid. Seine

Gemahlin, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königin nur wenig verstand, rief ihre Hofnarrin zu sich, um sich mit ihr russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstin Galizin und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Zaren verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten!

Am folgenden Tag zeigte man dem Zar alles Merkwürdige von Berlin, unter anderm auch die Medaillen- und Antikensammlung. Unter diesen befand sich eine heidnische Gottheit. Das Stück war nichts weniger als reizend, aber man hielt es für sehr selten, und das schönste, welches vorhanden war. Der Zar bewunderte es sehr und befahl der Zarin, es zu küssen, sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und in schlechtem Deutsch zu ihr sagt: „Kop ab,“ welches soviel hieß als: ich will dich köpfen, wenn du mir nicht gehorchst. Darauf fürchtete sich die Zarin dergestalt, daß sie alles tat, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen vom Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, ebenso machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein ausgelegt war. Dieser Schrank, der einzige in seiner Art, der König Friedrich dem Ersten ungeheure Summen

gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen ab. Die Königin eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas Ähnliches! Alles war dergestalt zugrunde gerichtet, daß die Königin genötigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“

Die Beschreibung der Markgräfin, wie sie als Braut im Fürstenthum Bayreuth empfangen wurde, ist ebenso unterhaltend. Hof war die erste Stadt, die sie erreichte, und eine Adelsdeputation erwartete sie daselbst, um sie willkommen zu heißen. Folgendermaßen schildert sie jene:

„Lauter Gesichter, um kleine Kinder aus Furcht zu Bette zu jagen, und um ihre Antlitz noch zu verschönern, hatten sie ihre Haare in Gestalt von Perücken zugestutzt. Auch ihre Kleidung bezeugte ihr Altertum; sie bestand aus lauter Erbschaftsstücken ihrer Voreltern und war nach der Weise ihnen zugeschnitten, die meisten paßten ihnen gar nicht auf den Leib, und ungeachtet es ihre Staats- und Feströcke waren, sahen die Treffen so schwarz und schäbig aus, daß man kaum erkennen konnte, daß es Gold sei. Ihre Sitten waren ihren Gesichtern und ihrer Kleidung ganz angemessen — man hätte sie für Bauern halten sollen. Kaum konnte ich

mich bei ihrem Anblick des Lachens enthalten. Ich redete einen jeden an, allein sie verstanden mich nicht, und was sie mir sagten, war mir wie Hebräisch — denn die Aussprache des Reichs ist ganz anders wie die Brandenburgische.

Auch die Geistlichkeit beehrte mich mit ihrer Begrüßung. Das war nun wieder andere Art Geschöpfe. Die hatten große Halskrausen wie Waschkörbe; ihre Anreden wurden sehr langsam vorgetragen, damit ich sie besser verstehen konnte, sie sagten das lächerlichste Zeug von der Welt, und ich hatte wieder alle Mühe, mein Gelächter zu unterdrücken. Endlich schaffte ich mir alle unbarmherzigen Redner vom Leibe und setzte mich zu Tische. Ich versuchte mehrere Gegenstände, um jene um mich her zum Sprechen zu bringen, aber es war vergeblich. Endlich brachte ich es auf das Wirtschaftsfach, und da ging ihnen das Herz auf. Augenblicklich erhielt ich Kenntniss von ihren Herden und Höfen, ja es erhob sich sogar ein sehr geistreicher und interessanter Streit, bei dem es darauf ankam zu unterscheiden, ob die Ochsen im Ober- oder Unterlande fetter wären.

Man hatte mir gesagt, ich müßte den folgenden Tag, weil es Sonntag sei, in Hof bleiben und die Predigt mit anhören; so eine Predigt hatte ich denn auch noch niemals gehört. Der geistliche Herr begann damit, alle Heiraten her- zuzählen, die von Adam bis Noah stattgefunden

hatten, er erließ uns nicht den geringsten Umstand, so daß die Männer lachten und die Weiber bis an die Nagelspitze erröteten. Die Tafel glich der des vorhergehenden Tages. Nachmittags langten alle benachbarten Damen bei mir an. Heiliger Gott, welche Damen! alle ebenso häßlich wie ihre Männer, alle mit Haaraufsätzen, in denen die Schwalben genistet hatten!“

Was Bayreuth selbst und seinen kleinen Hofstaat betrifft, so gibt sie uns ein ungemein seltsames Bild davon. Ihr Schwiegervater, der regierende Markgraf, war höchst kleindentend und unbedeutend, seine Konversation glich einer Predigt, die man laut hersagt, um die Zuhörer einzuschläfern; sie handelte auch einzig von „Telemachus“, und Amelot de la Houssaynes „Römische Geschichte“.

Die Minister, von Baron Stein, der zu allem „ja“ sagte, bis zum Baron Voigt, der immer „nein“ sagte, waren keineswegs eine Reihe geistig begabter Männer. „Ihr Hauptvergnügen“, erzählt die Markgräfin, „bestand darin, von früh bis nachts zu trinken und außer über Pferde und Rinder wußten sie von nichts anderem zu reden.“ Der Palast war an und für sich verwahrlost, schäbig und schmutzig. „Ich war wie ein Lamm unter den Wölfen,“ klagte die arme Markgräfin. „Ich lebte in einem fremden Land, an einem Hof, der eher einem Bauern-

hof gleich, und grobe, böse, gefährliche und langweilige Leute waren meine Umgebung.“

Und doch bewahrte sie sich stets ihren Esprit. Sie ist immer klug, witzig und unterhaltend. Die endlosen Zänkereien über höfischen Vorrang, die sie uns zum besten gibt, sind außerordentlich amüsant. Die Gesellschaft ihrer Zeitkehrte sich nicht viel an gute Manieren, wußte überhaupt wenig genug davon, aber alle Etikettefragen waren von wesentlicher Bedeutung. Und die Markgräfin selbst, obwohl ihr die Seichtheit all jener Begriffe bewußt war, war viel zu stolz, um ihre Rechte nicht zu behaupten, wenn die Gelegenheit es gebot. Die Beschreibung ihres Besuches bei der Deutschen Kaiserin gibt einen deutlichen Beweis davon. Als man diese Zusammenkunft anfänglich zur Sprache brachte, weigerte sich die Markgräfin mit aller Entschiedenheit, diese Angelegenheit in Betracht zu ziehen. „Da es kein Beispiel gab, daß die Tochter eines Königs und die Kaiserin zusammengekommen wären, wußte ich nicht, was ich für Ansprüche machen sollte!“ Endlich veranlaßte man sie nachzugeben, aber sie stellte drei Bedingungen für ihren Empfang fest:

„Ich forderte erstlich, unten an der Treppe vom Hofstaat der Kaiserin empfangen zu werden; zweitens, daß sie mir vor die Thür ihres Schlafzimmers entgegenkäme, und drittens den Armsessel.

Man stritt den ganzen Tag über die Artikel, welche ich ausbedungen hatte; die zwei ersten wurden mir zugestanden, alles, was man in Ansehung der dritten erhalten konnte, war, daß die Kaiserin sich eines ganz kleinen Armsessels bedienen und mir einen Lehnstuhl geben sollte.

Am Tage darauf sah ich diese Fürstin. Ich gestehe, an ihrer Stelle hätte ich alle Etikette und alle Zeremonie der Welt gesucht, um nur nicht erscheinen zu dürfen.

Sie ist von sehr kleinem Wuchs und so dick, daß sie kugelrund scheint, häßlich soviel wie möglich, ohne Anstand und Ansehen. Ihr Geist ist ihrer Gestalt angemessen; äußerst bigott, bringt sie Tag und Nacht vor ihrem Betpulte zu. Die Alten und Häßlichen machen gewöhnlich den Anteil des Herrgotts aus. Sie empfing mich mit Bittern und so außer Fassung, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte. Nach einigem Stillschweigen fing ich das Gespräch auf französisch an; sie antwortete mir in ihrem österreichischen Klauervelsch, daß sie diese Sprache nicht gut verstände, und mich deutsch zu sprechen bäte. Die Unterhaltung dauerte nicht lange; die österreichische und niedersächsische Mundart sind so verschieden, daß man sich, ohne daran sehr gewöhnt zu sein, gar nicht versteht. So ging es auch uns. Ein dritter hätte über unsere Mißverständnisse herzlich lachen müssen, denn wir verstanden voneinander nur hie und da

ein Wort, aus dem wir das übrige errieten. Die arme Kaiserin war der Etikette so sklavisch unterworfen, daß sie geglaubt hätte, ein Staatsverbrechen zu begehen, hätte sie in einer fremden Sprache mit mir gesprochen, denn sie verstand die französische sehr gut.“

Man könnte noch vieles aus diesem reizenden Buch anführen, aber das wenige, das gesagt wurde, genügt bereits, um sich einen kleinen Begriff von dem lebendigen, bilderreichen Stil der Markgräfin zu machen. Was ihren Charakter betrifft, beurteilt ihn die Prinzessin Christian sehr richtig. Obwohl sie zugibt, daß sie oft herzlos und unüberlegt scheint, betont sie doch, „daß sie im ganzen die begabtesten Frauen des XVIII. Jahrhunderts überragt, nicht nur was ihre Verstandesgaben betrifft, sondern durch ihre Herzensgüte, ihre Selbstaufopferung und die treue Freundschaft, deren sie fähig war. Einen interessanten Anhang zu ihren Memoiren würde ihre Korrespondenz mit Voltaire bilden. Und wir hoffen, daß wir binnen kurzem eine Übersetzung dieser Briefe derselben Feder schulden werden, der wir vorliegenden Band verdanken.

„Women's Voices“ (Walter Scott) ist eine von Mrs. William Sharp zusammengestellte Anthologie der charakteristischsten Gedichte englischer, schottländischer und irländischer Frauen. „Der erste Ansporn zu dieser Anthologie“, sagt Mrs. Sharp in ihrer Vorrede, „entstammte der

Überzeugung, daß die Frauen noch niemals in irgendwie gerechter Weise in Sammlungen vertreten waren, daß die Arbeiten so mancher nicht in verdienter Weise bekannt sind, und daß zum mindesten die eine oder andere schöne feinsinnige Dichtung der Vergessenheit entrissen würde.“ Und Mrs. Sharp erklärt des weiteren, daß: „Diese Sammlungen weiblichen Dichtungs- werken in den Augen jener einen besonderen Nachdruck verleihen werden, die bereits in der Literatur bewandert sind, und für viele den Beweis erbringen, daß es ebenfogut möglich ist, eine Anthologie „reiner Poesie“ aus den Werken der Frauen zusammenzustellen, als aus jener der Männer.“ Die Entscheidung ist ein wenig schwierig, was „reine Poesie“ eigentlich ist, aber die Sammlung ist tatsächlich außerordentlich interessant, da sie beinahe drei Jahrhunderte unserer Literatur umfaßt. Sie beginnt mit „Revenge“, einer Dichtung der gelehrten, tugend- samen und hochadeligen Lady Elisabeth Carew, die eine „Tragedie of Mariam, the Faire Queene of Jewry“ im Jahre 1613 veröffentlichte, aus welcher „Revenge“ entnommen ist. Dann liest man einige sehr hübsche Gedichte der Margaret, Herzogin von Newcastle, die im Jahre 1673 einen Band Gedichte herausgab. Es sind Lieder einer Meeresgöttin, und ihr felt- samer Liebreiz wie auch das graziöse Spiel der Phantasie sind höchst bemerkenswert.

Dann folgen „Friendship's Mystery“ von „The Matchless Orinda“, Mrs. Katharine Philips; „Song“ von Mrs. Aphra Behn, der ersten englischen Dichterin, die sich der Literatur als Berufszweig widmete, „Nocturnal Reverie“ der Gräfin von Winchelsea. Wortsworth behauptete einmal, daß mit Ausnahme jener Dichtung und Popes „Windsor Forest“ die Dichtungen der Periode zwischen „Paradise Lost“ und „The Seasons“ nicht ein einziges neuartiges Naturbild enthielten, und obwohl diese Behauptung nicht völlig triftig ist, da sie Gah ganz außer Spiel läßt, muß man zugeben, daß der schlichte Naturalismus, der Lady Winchelsea's Beschreibung auszeichnet, von außerordentlicher Wirkung ist. Wir bemerken in Mrs. Sharps Sammlung Gedichte der Lady Grisell Baillie, der Jean Adams, einem armen Dienstmädchen eines schottischen Bauernhofes, das im Arbeitshaus von Greenock starb, der Njobel Pagan aus Ahrshire, die einen Bierstank hielt, ohne Lizenz Whisky verkaufte und ihre eigenen Lieder zum Lebensunterhalt sang, der Mrs. Thrale, Dr. Johnsons Freundin, der Mrs. Hunter, Gattin des berühmten Anatomen, der ehrenwerten Mrs. Barbauld, und der vortrefflichen Mrs. Hannah More. Wir finden Miß Anna Seward, die von ihren Bewunderern „der Schwan von Lichfield“ benannt

wurde, und die es Dr. Darwin so übelnahm, daß er an einigen ihrer Gedichte Plagiat verübte; Lady Anne Barnard, über deren „Auld Robin Gray“ Sir Walter Scott sagt, es sei alle Dialogen zur Seite zu stellen, die Corydon und Phillis geführt, zählt man von Theokritus abwärts.“ Jean Glover, eine schottische Weberstochter, welche einen wandernden Schauspieler heiratete, und die beste Schauspielerin und Sängerin der Truppe wurde, Joanna Baillie, deren langweilige Dramen unseren Großeltern Schauer des Entzückens gewährten, Mrs. Tighe, deren „Psyche“ Keats in seiner Jugendzeit sehr bewunderte; Frances Kemble, Mrs. Siddons Nichter; die arme E. E. L., die Disraeli als „eine Personifikation Bromptons beschreibt: rosa Atlaskleid, weiße Atlaschuhe, rote Wangen, Stumpfnäschen und Haare à la Sappho.“ Die beiden schönen Schwestern Lady Dufferin und Mrs. Norton, Emily Bronte, deren Gedichte von starker Tragik getragen werden und ganz furchtbar anmuten durch das Übermaß erbitterter Leidenschaft und jenem flammenden Gefühlsüberschwang, der die Form des Ausdruckes zu zerbrechen scheint; Eliza Cook, eine freundliche, vollstümmliche Schriftstellerin, George Eliot, deren Gedichte zu abstrakt sind, und des rhytmischen Maßes entbehren, Mrs. Carlyle, die viel bessere Gedichte schrieb als ihr Mann, was

zwar nicht viel bedeutet, und Mrs. Browning, die erste wahrhaft große Dichterin in unserer Literatur. Auch der zeitgenössischen Schriftstellerinnen wird gedacht. Christina Rossetti, die einige Gedichte von unschätzbare Schönheit schrieb, Mrs. Augusta Webster, Mrs. Hamilton King, Miß Mary Robinson, Mrs. Craik, Jean Inghelw, deren Sonett „a Chess king“ einem wundervoll geschliffenen Juwel zu vergleichen ist, Mrs. Pfeiffer, Miß Mary Probyn, eine Dichterin, deren Lied die echte lyrische Note aufweist und deren Arbeiten ebenso zart als entzückend sind; Mrs. Nesbit, eine ausgezeichnete Künstlerin mit sehr reinem Sprachgefühl, Miß Rosa Mulholland, Miß Katharine Tynan, Lady Charlotte Elliot, und viele andere wohlbekannte Schriftstellerinnen, sind ihrem Können angemessen vertreten. Im ganzen bietet Mrs. Sharps Sammelwerk eine sehr hübsche Lektüre; die Auszüge aus den Werken zeitgenössischer Dichterinnen sind nicht nur ihrer künstlerischen Vortrefflichkeit wegen interessant, sondern auch weil sie den Geist der modernen Kultur spiegeln.

Immerhin ist es keine vollständige Anthologie, die uns geboten wird. Die Schreibweise der Dame Juliana Berners ist möglicherweise für den Geschmack eines modernen Lesers zu veraltet, aber wo bleibt Anne Askew, die

eine Ballade in Newgate schrieb? Und wo bleibt die Königin Elisabeth, deren „vielsüßes, gedankenvolles Lied“ über Maria Stuart von Puttenham als Muster einer „Exargasia“, ein Prunkstück der Literatur gelobt wird? Warum ist die Gräfin von Pembroke ausgeschlossen? Sidneys Schwester gebührt doch sicherlich ein Platz in einer Anthologie Englischer Gedichte. Wo bleibt Sidneys Nichte Lady Mary Broth, der Ben Jonson seinen „Alchemist“ widmete? Wo bleibt die hochedle Lady Diana Primrose, die „A Chain of Pearl, oder ein Memorial des unvergleichlichen Liebreizes und der heroischen Tugenden der Königin Elisabeth, glorreichen Andenkens“ schrieb? Wo bleibt Mary Morpeth, die Freundin und Verehrerin von Drummond of Hawthornden? Wo bleibt die Prinzessin Elisabeth, Tochter James I., und wo Anne Killigrew, Hofdame der Herzogin von York? Die Marchioness of Wharton, deren Gedichte Waller lobt, Lady Chudleigh, deren merkwürdige und interessante Verse also beginnen:

„Daselbe sind Frau und Dienerin,

Der Name wechselt, doch eins ist der Sinn“ —

Rachael Lady Ruffel, Constantia Grierson, Mary Barber, Paetitia Pilkington, Eliza Haywood, der Pope die Ehre tat, ihr in seiner „Dunciad“ einen Platz anzuweisen, Lady Luxborough, die Stiefschwester Lord Bolingbrokes, Lady Mary

Wortley Montagu, Lady Temple, deren Gedichte Horace Walpole druckte, Perdita, deren Verse über Schneeglöckchen unendlich pathetisch sind, die schöne Herzogin von Devonshire, von der Gibbon sagte, „sie war zu etwas Besserem als einer Herzogin geboren“; Mrs. Ratcliffe, Mrs. Chapone und Amelia Opie — alle diese verdienen in historischer Hinsicht, wenn schon nicht in künstlerischer, ihren Platz. Der Raum, den Mrs. Sharp den zeitgenössischen Dichterinnen einräumt, scheint wirklich ein wenig im Mißverhältnis, und ich bin überzeugt, daß jene, deren Stirne noch grüner Lorbeer schmückt, jenen den Raum nicht neiden würden, deren Lorbeer verwelkt ist und deren Laute verstummt.

Eine der gewaltigsten und pathetischsten Romane der letzten Zeit ist „A Village Tragedy,“ (Bentley u. Sohn) von Margaret E. Woods. Um irgendeine Parallele zu dieser düsteren kleinen Geschichte zu finden, müßte man bei Dostoiëffski oder Guy de Maupassant anknöpfen. Nicht daß behauptet werden könnte, Mrs. Wood hätte einen jener beiden großen Meister der Erzählkunst zum Muster genommen, aber ein Etwas in ihrem Werke erinnert an sie, ist ein wenig von ihrer ungestümen Größe, ihrer fürchterlichen Konzentrationsfähigkeit, ihrer leidenschaftslosen, aber durchdringenden Objektivität eigen. Wie jene, scheint sie ihre

Darstellungsweise nach dem Leben abzustufen, wie jene geht sie davon aus, daß das Leben als solches aufgefaßt werden muß, und daß darin die einzige Basis aller modernen Darstellung zu finden ist. Mrs. Woods Geschichte spielt in einem der Dörfer nächst Oxford, es werden nur wenige Charaktere eingeführt, und die Handlung ist denkbar einfachst. Es ist die Romanze eines modernen Arkadiens — eine Liebesgeschichte zwischen einem Bauernknecht und einem Mädchen, das, obzwar sie ihm an Stand und Bildung ein wenig überlegen ist, doch selbst auch nur auf einem Bauernhof dient. Sie sind beide echte Arkadier, und ihre Unwissenheit und Vereinsamung vertiefen nur die Tragödie, welche der Erzählung den Namen gibt. Da heutzutage die Literatur stets eines Schildes bedarf, wird man ohne Zweifel Mrs. Woods Roman als „realistisch“ bezeichnen. Sein Realismus ist aber der Realismus des Künstlers und nicht jener des Reporters. Die taktvolle Behandlungsweise, die Feinfühligkeit der Empfindung, die schöne Bornehmheit des Stiles stampeln es zu einer Dichtung, keineswegs zu einem procès-verbal. Und obwohl es unseren Blicken alle Bitternisse des Lebens entschleiert, zeigt es uns auch ein wenig des Lebens Geheimnisse. Sehr zart sind auch die Naturbeschreibungen behandelt. Es sind nicht Beschreibungen von Gegenden, wie sie in Reise-

handbüchern stehen, und auch in keiner Weise das, was Byron spöttisch „über Bäume schwätzen“ bezeichnete. Aber es ist, als atmeten wir die Luft dieser Gegend und jene wundervollen Düfte der Feldbohnen, die alle kennen, die je über die Felder von Oxfordshire im Juni wanderten, als hörten wir die Vögel in den Büschen singen und die Schafglocken von den Hügeln klingen. Charakteristik, jene Erbfeindin der literarischen Form, ist nunmehr ein Hauptbestandteil moderner Erzählkunst geworden, daß die Natur dem Romanschriftsteller ungefähr dasselbe bedeutet, was Licht und Schatten dem Maler sind — ein unvergängliches Ausdrucksmittel. Und wenn der gewaltige Eindruck von „A Village Tragedy“ in der porträttreuen Wiedergabe der Lebensverhältnisse beruht, so machen seine theocritischen Stellen nicht seinen geringsten Reiz aus.

Nichtsdestoweniger glänzen die Frauen unseres Jahrhunderts nicht allein in Romanen und in der Dichtkunst. Ihr Erscheinen unter den hervorragendsten Rednern beim Kirchenkongreß vor einigen Wochen legte an und für sich ein auffallendes Zeugnis ab, wie die Frauen immer mehr auf alle Dinge Einfluß nehmen, die mit der Hebung unseres nationalen Lebens und der Besserung unserer sozialen Lage verbunden sind. Man kann sagen, daß mit dem Augenblick, als die Bischöfe die Rednertribüne ihren Gattinnen

einräumten, eine neue Ära anhub, und dieser Wechsel wird zweifellos viel Gutes stiften. Der apostolische Satz, daß man Frauen das Lehramt verweigern müsse, ist auf eine Gesellschaft wie die unsere mit der Solidarität ihrer Interessen, ihrer Anerkennung natürlicher Rechte und ihrer allgemeinen Bildung nicht mehr anzuwenden, wie zweckentsprechend er auch für die griechischen Städte unter römischer Oberherrschaft war. Nichts fiel mir in den Vereinigten Staaten mehr auf, als der Zusammenhang des auffallenden geistigen Fortschrittes dieser Länder mit dem Wirken der amerikanischen Frauen, welche viele der einflußreichsten Zeitschriften und Tagesblätter herausgeben, an allen Diskussionen über Volkswohlfahrt teilnehmen, und einen bedeutenden Einfluß auf Wachstum und Richtung der Literatur und Kunst üben. Allerdings sind in Amerika die Frauen die einzigen, die die nötige Muße haben, sich der Kulturarbeit zu widmen, die Männer sind in der Regel so mit Geschäften überhäuft, daß die Aufgabe, das Chaos des täglichen Lebens einigermaßen zu lichten, ganz in den Händen des anderen Geschlechtes ruht. Und ein hervorragender Bostoner erklärte mir einmal, daß die Kultur seines Landes im 20. Jahrhundert gänzlich in Weiberkitteln stecken würde. Bis dahin ist aber vermutlich eine Annäherung zwischen der Kleidung der beiden Geschlechter

erzielt, denn eine Gleichheit der Tracht ist immer die Folge einer Gleichheit der Beschäftigung.

In einem unlängst erschienenen Artikel in *La Franco* entwickelt Sarcey diesen Punkt sehr treffend. „Je weiter wir fortschreiten,“ sagt er, „je mehr wird es uns klar, daß auch die Frauen an den Lebenserwerb denken müssen. Diese Aufgabe ist bereits nicht mehr ein Monopol der Männer, und wird vermutlich im nächsten Jahrhundert unter den Geschlechtern gleichmäßig aufgeteilt sein. Allerdings wird sich die Notwendigkeit dabei ergeben, daß sich die Frauen eine passende Kleidung aneignen, da ihre jetzige Bekleidungsweise ganz und gar für jede mechanische Arbeit untauglich ist. Sie muß gründlich geändert werden, ehe die Frauen mit den Männern auf ihrem eigenen Grund und Boden in die Schranken treten können.“

Was die Frage betrifft, ob eine solche Sache auch wünschenswert sei, darüber schweigt Sarcey. „Ich werde das Ende dieser Revolution nicht mehr erleben,“ bemerkt er, „und das freut mich.“

Aber Sarcey hat, wie ein höchst vernünftiger Artikel in der „*Daily News*“ hervorhebt, zweifellos alle Vernunftsgründe auf seiner Seite, was die absolute Untauglichkeit der gebräuchlichen weiblichen Gewandung für was immer für ein Handwerk betrifft. Ja sie ist sogar höchst zweckwidrig für jede Beschäftigung,

die die Frau zwingt, alle Tage und bei jedem Wetter ins Geschäft und wieder nach Hause zu gehen. Die Kleidung der Frau könnte sehr leicht geändert und jenen Erfordernissen angepaßt werden, aber die meisten Frauen wollen von solchen Änderungen und Anpassungen nichts hören. Sie müssen der Mode folgen, ob sie nun bequem ist oder nicht. Und bei alledem, was ist die Mode? Vom künstlerischen Standpunkt ist sie gewöhnlich eine so unerträgliche Form von Häßlichkeit, daß sie mit jedem halben Jahr geändert werden muß. Vom wissenschaftlichen Standpunkt sündigt sie nur zu oft gegen die Gesundheit und jedes hygienische Prinzip; während vom Standpunkt der einfachen Bequemlichkeit es nicht übertrieben ist, wenn man behauptet, daß mit Ausnahme des entzückenden tea-gowns von Felix und einiger weniger englischer Schneiderkleider nicht ein einziges wirklich modernes Kleid getragen werden kann, ohne daß sich die Trägerin absolut unglücklich darin fühlt. „Die verkrüppelten Füße der chinesischen Schönheit“, sagte Dr. Raftel am letzten internationalen medizinischen Kongreß in Washington, „sind nicht barbarischer oder unnatürlicher, als das Rüstzeug einer femme du monde.“

Und bei alledem, wie vernünftig ist die Kleidung einer Londoner Milchfrau, eines irischen oder schottischen Fischerweibs oder eines nordländischen Faktoreimädchens!

Kürzlich versuchte man die Grubenarbeiterinnen von ihrem Beruf auszuschließen, weil ihre Kleidung ihrem Geschlechte nicht angemessen sei, aber tatsächlich sind es nur die müßigen Klassen, die sich schlecht kleiden. Wo immer irgendwelche physische Arbeit zu leisten ist, ist die Kleidung, die man dazu wählt, in der Regel absolut zweckmäßig, denn jede Anstrengung setzt Bewegungsfreiheit voraus, und ohne Bewegungsfreiheit gibt es überhaupt keine Schönheit in der Kleidung. Die Schönheit eines Kleides hängt einzig von der Schönheit der menschlichen Gestalt ab; was irgendwie beschränkt, einzwängt und verstümmelt, ist wesentlich häßlich, wenn auch das Auge der Menge durch die Gewohnheit abgestumpft wurde und die Häßlichkeit nicht gewahrt, bevor sie nicht unmodern geworden ist.

Wie die weibliche Kleidung in Zukunft beschaffen sein dürfte, ist schwer vorauszusagen. Der Autor des Artikels in der „Daily News“ ist der Meinung, daß man Röcke zur Unterscheidung der Geschlechter stets tragen wird, und augenscheinlich ist die männliche Kleidung, wie sie jetzt beschaffen ist, in keiner Weise das Muster einer vollkommen rationellen Tracht. Es ist immerhin mehr als wahrscheinlich, daß die Kleidung des 20. Jahrhunderts den Unterschied der Beschäftigung ausdrücken wird, nicht aber den Unterschied der Geschlechter.

Es ist kaum zu viel gesagt, daß der Tod

der Autorin von „John Halifax, Gentleman“ unserer Literatur einen herben Schlag zufügte. Mrs. Craik war eine unserer glänzendsten weiblichen Federn, und obwohl ihrer Kunst immer, wie Keats sagt, „sich mit einem offenkundigen Zweck verband“, war ihre Erfindungskraft keine geringe. Es wird kaum eines ihrer Bücher geben, das nicht stilistische Vorzüge aufweist, es wird gewiß nicht eines sein, das nicht von einer glühenden Liebe für alles, was schön und gut im Leben ist, durchdrungen wäre. Das Gute liebt sie vielleicht noch ein wenig mehr als das Schöne, aber in ihrem Herzen war Raum für beides. Ihr erster Roman erschien im Jahre 1849, zur selben Zeit, wie Charlotte Brontës „Jane Eyre“ und Mrs. Gaskells „Ruth“, und ihre letzte Arbeit schrieb sie für die Zeitschrift, die ich die Ehre habe herauszugeben. Sie nahm lebhaften Anteil an der Gründung von „The Womans World“, schlug den Titel dafür vor und versprach, sie wärmstens zu fördern. Eine Arbeit ihrer Feder ist bereits in Druck und wird nächsten Monat erscheinen, und sie schrieb mir in einem Brief, wenige Tage vor ihrem Tode, daß sie beinahe schon eine zweite Arbeit beendet hätte, die sie „Between Schooldays and Marriage“ betiteln würde.

Wenige Frauen genossen eine Popularität wie Mrs. Craik, oder haben sie mehr verdient. Man sagt manchmal, daß John Halifax

kein leidenschaftlicher Mann sei, sondern bloß das weibliche Ideal eines solchen. Nun wohl, wir sollen für solche Ideale dankbar sein. Niemand wird die Geschichte, deren Held John Halifax ist, lesen, ohne einen Nutzen davon zu haben. Mrs. Craik wird lange in liebevollem Andenken jener leben, die sie kannten, und zum mindestens einem ihrer Romane ist ein stolzer und ehrenhafter Platz in der englischen Literaturgeschichte gesichert. Die schlichte Erzählkunst einiger Kapitel des „John Halifax, Gentleman“ steht wirklich beinahe unübertroffen in unserer gesamten Prosa da.

Die Kunde vom Ableben der Lady Brassley wurde gleichfalls in England mit allen Anzeichen der Trauer und des Schmerzes vernommen. Obwohl ihre Werke keineswegs in stilistischen Hinsicht hervorragten, besaßen sie den Reiz der Klarheit, der Lebendigkeit und des Unkonventionellen. Sie verrieten eine faszinierende Persönlichkeit, und die häuslichen Fragen, die darin berührt werden, stempeln sie zu Klassikern für manchen englischen Haushalt. Lady Brassley nahm eifrigen Anteil an allen modernen Bestrebungen. Sie erwarb sich ein Vorzugszeugnis in der South-Kensington-Hochschule, Scheuerfach und alles mitinbegriffen, war eines der tätigsten Mitglieder der St. John-Ambulanzgesellschaft, als welches sie viele Zweigvereine gründete, und sei es, daß sie in Normanhurst

siedelte, oder in Park Lane, immer gelang es ihr, einen Teil des Tages nützlicher und praktischer Arbeit zu widmen. Es ist eine schmerzliche Pflicht, daß wir in der ersten Nummer von „The Womans World“ das Ableben zweier der bedeutendsten englischen Frauen unserer Zeit zu berichten haben.

4.

Vesébures „Geschichte der Stickerei und Spitzenkunst“ (H. Grevel und Co.) in Alan Coles liebevoller Übersetzung gehört zu den faszinierendsten Büchern, welche je über diesen entzückenden Gegenstand veröffentlicht wurden. Vesébure ist einer der Administratoren des Musée des Arts Décoratifs in Paris und gleichzeitig Spitzenfabrikant, sein Werk besitzt nicht nur einen bedeutenden historischen Wert, sondern wird auch als Handbuch technischen Unterrichtes allen Nadelarbeiterinnen von großem Nutzen sein. Wie der Übersetzer selbst hinweist, wirft Vesébures Buch tatsächlich die Frage auf, ob die Frauen sich in der Kunst nicht eher mit der Nadel und den Klöppeln, als mit dem Pinsel, dem Grabstichel oder dem Meißel behaupten sollten. Das Feld künstlerischer Nadelarbeit wird in Europa jedenfalls unumschränkt von der Frau beherrscht, und wenige Männer würden ihr das Recht streitig machen wollen, jene zierlichen Geräte zu handhaben, welche der Gewandtheit ihrer hurtigen, schlanken Finger so angemessen sind.

Auch ist nach Alan Coles Meinung gar kein Grund vorhanden, warum die Erzeugnisse der

Stickerei nicht mit jenen der Malerei, des Kupferstechens und der Bildhauerei auf eine Stufe gestellt werden sollten, obwohl stets scharf unterschieden werden muß zwischen jener bloß ornamentalen Kunst, die ihren eigenen Stoff verherrlicht, und jener mehr erfinderischen Kunst, welche den Stoff sozusagen vernichtet, um in der Schöpfung einer neuen Gestalt aufzugehen.

Was die Verschönerung des modernen Heims betrifft, muß man sicherlich zugeben — und diese Tatsache sollte wirklich allgemeiner erkannt werden —, daß reiche Stickereien an Wandbelleidungen, Gardinen, Portieren und Überwürfen eine weit kräftigere künstlerische Wirkung erzielen, als unsere einigermaßen langweilige laudläufige Gepflogenheit, die Mauern mit Gemälden und Kupferstichen zu bedecken; auch hat das beinahe völlige Verschwinden der Stickerei an den Kleidern die moderne Gewandung um eines der Hauptelemente der Anmut und des guten Geschmacks beraubt.

Daß die englische Stickerei immerhin in den letzten 10 oder 15 Jahren große Fortschritte aufzuweisen hat, kann meines Erachtens nicht abgeleugnet werden. Dies verrät sich nicht nur in der Arbeit selbst schöpferischer Künstler, wie Mrs. Holiday, Miss May Morris und anderer, aber auch in den bewunderungswürdigen Erzeugnissen der South-Kensington-Fachschule für Stickerei (die beste — sozusagen die einzige

gute Fachschule, welche South-Kensington hervor-
gebracht hat).

In Lesébures Buch blättern, ist man an-
genehm berührt, darin bloß den alten Über-
lieferungen vorzeitiger englischer Kunst zu
folgen. Im VII. Jahrhundert bot St. Ethel-
reda, die erste Äbtissin des Klosters Ely, St.
Cuthbert kirchliche Gewänder an, die sie mit
Gold und Edelsteinen bestickt hatte, das in
Durham aufbewahrte Pluviale und das Manipel
St. Cuthberts gelten als mustergültiges opus
Anglicanum. Im Jahre 800 verließ der Bischof
von Durham das Einkommen eines Landgutes
von 200 Morgen einer Stickerin, namens
Eanswitha, zu lebenslänglichem Fruchtgenuß, in
Erkenntlichkeit dafür, daß sie die kirchlichen Ge-
wänder der Geistlichkeit seiner Diözese ausbesserte.
König Alfreds Schlachtstandarte wurde von dä-
nischen Prinzessinnen gestickt, und der angelsäch-
sische Gudric gab Alcuid ein Stück Landes
mit der Bedingung, seine Tochter in Handarbei-
ten zu unterweisen. Königin Mathilde vermachte
der Abtei der hl. Dreieinigkeit in Caen eine
Tunika, die in Winchester von der Gattin eines
Rathherrn gestickt wurde; und als sich Wilhelm
nach der Schlacht von Hastings den englischen
Edelleuten zeigte, trug er einen Mantel, den
angelsächsische Sticereien bedeckten. Wie Lesé-
bure annimmt, ist es derselbe, der im Inventar
der Kathedrale von Bayeux erwähnt wird, wo

nach der Einleitung, die sich auf die broderie à telle bezieht (Englands Eroberung darstellend), zwei Mäntel beschrieben werden — einer von König Wilhelm „ganz aus Gold, mit goldenen Kreuzen und Blüten übersät, und längs des untersten Saumes mit Figuraldarstellungen umgrenzt.“ Das prächtigste Muster von opus Anglicanum, das wir noch besitzen, ist natürlich das Syonische Pluviale des South-Kensington-Museums. Aber der Ruhm englischer Arbeiten scheint sich über den ganzen Kontinent verbreitet zu haben. So sehr bewunderte Papst Innozenz IV. die herrlichen Gewänder, welche die englische Geistlichkeit im Jahre 1246 trug, daß er ähnliche Stücke in den Zisterzienserköstern Englands bestellte. Der kunstreiche englische Mönch St. Dunston war dafür bekannt, Stickereimuster zu zeichnen, und die Stola St. Thomas a Beckets wird noch in der Kathedrale von Sens aufbewahrt und weist dieselben verschlungenen Schneckenformen auf, welche von den angelsächsischen MS. Illuminatoren benützt wurden.

Inwieferne die nunmehrige künstlerische Wiedergeburt reicher und zarter Stickereien Frucht tragen wird, hängt natürlich fast ausschließlich von der Wirksamkeit und dem Studium ab, welche die Frauen bereit sind, daran zu wenden.

Aber nach meiner Meinung muß man

zugeben, daß alle ornamentale Kunst in Europa gegenwärtig mindestens ein Element der Kraft aufweist — nämlich den unmittelbaren Zusammenhang mit der ornamentalen Kunst Asiens. Wo immer wir in der Geschichte Europas einem Aufblühen der ornamentalen Kunst begegnen, ist es fast stets dem morgenländischen Einfluß und der Berührung mit den morgenländischen Völkern zuzuschreiben. Mehr als einmal war unsere eigene rein subjektive Kunst bereit, ornamentale Schönheit entweder der bloß nachbildenden Darstellung oder einem idealen Prinzip zu opfern. Sie hat die Bürde des Ausdrucks auf sich genommen und strebte danach, die Geheimnisse der Gedanken und der Leidenschaften zu deuten. In ihrer wunderbaren Darstellungstreue fand sich ihre Stärke, und doch liegt auch ihre Schwäche hier! Nie wird die Kunst das Leben ungestraft zu spiegeln suchen. Weiß sich die Wahrheit an jenen zu rächen, die ihr nicht folgen, ist sie oft unbarmherzig gegen ihre Jünger. In Byzanz trafen sich die beiden Künste — griechische Kunst mit ihrem vergeistigten Formensinn und ihr lebendiges Gefühl für menschliche Natur; morgenländische Kunst mit ihrem prächtigem Materialismus, ihrem freimütigen Verwerfen bloßer Nachbildung, ihren wundervollen Geheimnissen an Fertigkeit und Farbenkraft, ihren herrlichen Geweben, ihren seltenen Metallen und Juwelen, ihren wunder-

baren und unschätzbaren Überlieferungen. Sie waren sich allerdings früher schon begegnet, aber in Byzanz vermählten sie sich einander, und der heilige Baum der Perser, die Palme Zoroasters, wurde in den Saum abendländischer Gewänder gestickt. Sogar die Ikonoklasten, diese Philister der Kirchengeschichte, welche so seltsam gegen die Schönheit wütheten — wie das bloß unter den europäischen Völkern vorzukommen scheint —, widersetzten sich gegen die Wunder und Pracht der neuen Kunst und förderten eben dadurch die Weiterverbreitung ihrer Geheimnisse; und im Liber Pontificalis, das 687 von Athanasius, dem Bibliothekar, geschrieben wurde, lesen wir, wie prunkhafte Stickereien nach Rom zuströmten, die von Männern aus Griechenland und Konstantinopel verfertigt worden waren.

Das Vordringen der Muselmänner gewährte der ornamentalen Kunst in Europa einen neuen Ausgangspunkt — gerade jener Grundzug ihrer Religion, welche jegliche Darstellung nach dem Leben verbot, war für sie von größtem künstlerischen Wert (obwohl dies natürlich nicht peinlich eingehalten wurde). Die Sarazenen führten in Sizilien die Kunst ein, seidene und goldene Stoffe zu weben; von Sizilien breitete sich die Verfertigung schöner Stoffe nach Norditalien aus und wurde in Genua, Florenz, Venedig und andern Städten heimisch. Eine

noch größere Kunstbewegung griff in Spanien unter den Mauren und Sarazenen um sich, welche Arbeiter von Persien herüberbrachten, damit diese schöne Dinge für sie verfertigten. Lefébure berichtet, daß persische Stickerei bis nach Andalusien vordrang, und Almeria besaß gleich Palermo sein Hôtel des Tiraz, das mit dem Hôtel des Tiraz in Bagdad wetteiferte — tiraz ist der ursprüngliche Name ornamentaler Gewebe, und Gewänder, welche aus solchen hergestellt wurden. Flitter (jene hübschen kleinen Scheibchen aus Gold, Silber oder poliertem Stahl, die man zu gewissen Stickereien verwendet, um ein zierliches Glitzern zu erzielen) sind eine sarazenische Erfindung; und arabische Buchstaben wurden öfters in den Inschriften gestickter Gewänder und mittelalterlicher Teppiche an Stelle römischer gesetzt, da sie bedeutend prunkvoller waren.

Das Handwerksbuch von Etienne Boileau, Präses der Kaufleute im Jahre 1258—1260, enthält eine interessante Aufzählung der verschiedenen Handwerkszünfte von Paris, darunter reihen „die tapiciers, oder Verfertiger der tapis sarrasinois (oder Sarazenische Gewebe), die besagen, daß ihr Gewerbe allein der Kirche, oder großen Herren, wie Könige und Grafen, dient“; und tatsächlich weist sogar heutzutage die Beschreibung ornamentaler Gewebe und

deren Herstellung fast immer auf einen morgenländischen Ursprung.

Was die feindlichen Einfälle der Mohammedaner für Sizilien und Spanien bedeuteten, das bedeutete die Rückkehr der Kreuzzügler für die andern Gegenden Europas. Die Edelleute, die in Stahl und Eisen gepanzert nach Palästina aufbrachen, kehrten in den kostbaren Geweben des Ostens zurück; und ihre Gewänder, Bursas (aumonnières sarrasinoises) und Schabracken erregten die Bewunderung heimischer Nadelarbeiter. Mathias Paris berichtet, daß bei der Plünderung Antiochias Gold, Silber und unschätzbare Gewänder unter allen Kreuzfahrern so vollauf verteilt wurden, daß viele, die nachts vorher Hunger litten und um Unterstützung flehten, sich plötzlich mit Reichtum überschüttet sahen. Und Robert de Clair erzählt von den wundervollen Festen, welche der Eroberung Konstantinopels folgten. Wie Lefébure hervorhebt, zeichnet sich das XIII. Jahrhundert durch eine sichtlich zunehmende Nachfrage an Stickereien aus. Viele Kreuzfahrer opferten den Kirchen einen Anteil der Beute, die sie aus Palästina mitbrachten. Als der hl. Ludwig vom ersten Kreuzzug heimkehrte, stattete er in St. Denis dem Herrn Dankfagungen ab für die Gnaden, die ihm während seiner sechsjährigen Abwesenheit und Reise zuteil wurden, und opferte einige reichgestickte Stoffe. Diese sollten bei festlichen

Gelegenheiten zum Schmuck der Schreine dienen, welche die Gebeine heiliger Märtyrer bargen.

Nachdem die Stickerie in Europa neuen Materials und wundervoller Methoden theilhaftig geworden, entwickelte sie sich in ihrer eigenen subjektiven und nachbildenden Richtung und näherte sich in der Folge dem rein Bildlichen immer mehr; sie suchte der Malerei gleichzukommen, und war bestrebt, Landschaften und Figuraldarstellungen mit sorgsam gearbeiteter Perspektive und zarter Lichtwirkung zu schaffen. Ein neuer morgenländischer Einfluß machte sich nichtsdestoweniger durch die Niederländer, Portugiesen und die berühmte Kompagnie des Grandes Indes geltend, und Vésébure bringt die Abbildung einer Portiere, die sich jetzt im Museum von Cluny befindet, und in welcher wir französische fleurs de lis mit indischen Ornamenten vereint finden. Die Wandteppiche von Madame de Maintenons Zimmer in Fontainebleau, welche in St. Chre gestickt wurden, veranschaulichen chinesische Darstellungen auf jonquillegelbem Grund.

Kleidungsstücke wurden zugeschnitten nach dem Osten gesandt, um gestickt zu werden, und viele der entzückenden Röcke aus dem Zeitalter Ludwig XV. und Ludwig XVI. verdanken ihren zierlichen Schmuck chinesischer Nadelkunst. Heutzutage macht sich der morgenländische Einfluß stark geltend. Persien hat uns seine

Teppiche zum Muster gesandt, Kaschmir seine entzückenden Schals und Indien seine zarten Musseline welche mit goldgesiederten Palmen durchwoben und schillernden Käferflügeln übersät sind. Wir beginnen jetzt nach morgenländischem Verfahren zu färben und die seidenen Gewänder Chinas und Japans haben uns neue Wunder an Farbenharmonien und die Feinheiten neuer, kostbarer Entwürfe geoffenbart. Ob wir bereits gelernt haben, das, was wir erworben, auch dementsprechend zu verwerten, ist nicht ganz so sicher. Wenn Bücher überhaupt beeinflussen können, sollten wir uns, durch Lefébures Buch angeregt, sicherlich mit vertieftem Interesse der Frage der Sticerei zuwenden, und jene, welche bereits mit der Nadel arbeiten, werden darin eine Fülle fruchtbarer Winke und höchst vortrefflicher Belehrungen finden.

Es ist sogar unterhaltend, von den wunderbaren Sticereien bloß zu lesen, welche in längstvergangenen Zeitaltern verfertigt wurden. Einige wenige Bruchstücke griechischer Sticerei aus dem IV. Jahrhundert v. Chr. sind bis auf uns gekommen. Eines ist in Lefébures Buch abgebildet, eine Kettenstichsticerei von gelbem Flachse auf maulbeerfarbenem Kammwollstoff, mit zarten Schneckenwindungen und Palmenmuster; und ein zweites, eine Tapissiererei mit Enten brachte die „Woman's World“ vor einigen Monaten zu einem Artikel Alan Coles.

Hin und wieder findet sich in ägyptischen Gräbern ein Stück kostbarer, alter Arbeit. Im Regensburger Schatz wird ein Muster byzantinischer Stickerei aufbewahrt, welches Kaiser Konstantin auf einem weißen Zelter darstellt, die Huldigung des Morgen- und des Abendlandes entgegennehmend. Metz besitzt ein rotseidenes Pluviale mit großen Adlern gestickt, ein Geschenk Karl des Großen, und Bayeux das mit der Nadel gefertigte Epos der Königin Mathilde. Aber wo bleibt das weite krosfarbene Gewand, das für Athene gewoben wurde und auf welchem die Götter gegen die Riesen kämpften? Wo ist das ungeheuere Velarium, das Nero durch das Kolosseum in Rom spannte, welches den Sternenhimmel abbildete und Apollo in einem mit Hengsten bespannten Wagen? Wie gerne möchte man die seltsamen Tafeltücher sehen, die für Heliogabalus gefertigt wurden, auf welchen man alle Leckerbissen und Gerichte zur Schau stellte, die man für ein Fest benötigen konnte; oder das Bahrtuch des Königs Chilperic mit seinen drei hundert goldenen Bienen; oder die phantastischen Gewänder, welche den Unwillen des Bischofs von Pontus erregten und welche bestickt waren mit: „Löwen, Panther, Bären, Hunden, Wäldern, Felsen, Jägern — alles in der That, was die Maler dem Leben nachbilden können.“ Karl von Orleans besaß einen Rock, auf dessen Ärmel

die Verse eines Liedes gestickt waren, das anhub: „Madame, suis tout joyeux.“ Die Musikbegleitung zu den Worten war in goldenen Fäden gearbeitet, und jede Note (damals von viereckiger Form) war aus vier Perlen geformt. Das Gemach, das man für die Königin Johanna von Burgund im Palast zu Rheims vorbereitete, war geschmückt mit „dreizehnhunderteinundzwanzig gestickten papogauts (Papegeien), die des Königs Wappen trugen, und fünfhunderteinundsechzig Schmetterlingen, deren Flügel in gleicher Weise mit dem Wappen der Königin geziert waren — alles aus feinem Golde gearbeitet“. Katharina von Medicis besaß ein Trauerlager „aus schwarzem, perlengesticktem Samt, mit Mondsieheln und Sonnen überfät“. Die Vorhänge waren aus Damast „mit Blattgewinden und Girlanden auf Gold- und Silbergrund, und am Saume mit Perlenstickereien besetzt.“ Es stand in einem Gemach, dessen Wände reihenweise mit den Wappenbildern der Königin in ausgeschnittenem schwarzen Samt auf Silberstoff behangen war.

Ludwig XIV. hatte in seinem Gemach goldgestickte Karpatiden von 15 Fuß Höhe. Das Paradebett des Polenkönigs Sobieski war aus smyrnischem Goldbrokat mit Koranversen in Türkisen und Perlen, sein Baldachin bestand aus vergoldetem Silber von wundervoll getriebener Arbeit und reichlich mit emaillierten und

juwelenbesetzten Medaillons verziert. Er hatte es aus dem Türkenlager vor Wien entnommen, und die Fahne Mohammeds hatte darunter gestanden. Die Herzogin de la Ferté trug ein rötlich braunes Samtkleid, dessen grazios geraffte Schoß von großen Schmetterlingen aus Meißner Porzellan emporgehalten wurde: die Vorderseite bildete ein Tablier aus Silberstoff, auf welchem in pyramidenförmiger Gruppe ein Musikorchester gestickt war, das aus sechs Reihen Spielern nebst Musikinstrumenten bestand, alles in erhabener Nadelarbeit verfertigt. „In die Nacht gehen alle ein — —“, wie Henley in seiner entzückenden „Ballade of Dead Actors“ singt.

Viele der Tatsachen, welche Lefebure über die Stickerergilde mitteilt, sind ebenfalls un-
gemein interessant. In seinem vorhin erwähnten Handwerksbuch erzählt Etienne Boileau, daß es einem Mitglied der Gilde verboten war, Gold zu gebrauchen, unter „acht Sous (beiläufig 6 S.) den Strähn, er mußte die beste Seide benützen und durfte nie der Seide Zwirn beismengen, weil solches die Arbeit verfälsche und schlecht mache.“ Das Probe- oder Meisterstück, das man von dem Sohne eines Stickerereinnungsmeisters forderte, war „eine einzelne Gestalt, ein Sechstel der natürlichen Größe in Gold abzuschattieren“, während man von einem Arbeiter, der nicht Sohn eines Stickerereinnungsmeisters

war, „eine ganze Begebenheit mit vielen Gestalten“ verlangte. Das Handwerksbuch nennt auch „Bilderauschneider, Stanzendrucker, Patronenmaler und Illuminatoren“ unter jenen, welche das Gewerbe der Stickerie beschäftigt. Im Jahre 1551 sandte die Pariser Zunft der Kunststicker eine Anzeige aus, daß „künftighin bei Darstellung nackter Gestalten und Gesichter drei oder vier Abstufungen fleischfarbig gefärbter Seide anzuwenden sei, und nicht weiße Seide, wie bisher“.

Im 15. Jahrhundert wurden in jedem vornehmeren Haushalt die Dienste eines Kunststickers gedungen, der das ganze Jahr hindurch arbeiten mußte. Auch die Bereitung der Farben, sei es, daß sie zum Malen dienten oder zum Färben des Fadens und der Gewebe, genoß, wie Lefébure hervorhebt, im Mittelalter die ganze Sorgfalt der Künstler. Viele unternahmen weite Reisen, um noch vortrefflichere Rezepte zu erlangen, welche sie vervollkommneten, indem sie nach und nach hinzufügten oder verbesserten, wie es die Erfahrung lehrte. Auch fanden es die großen Künstler nicht unter ihrer Würde, Musterzeichnungen zu machen, mit denen sie die Stickerie versorgten.

Raffael verfertigte Zeichnungen für Franz I. und Boucher für Ludwig XV., und die Ambras-Sammlung in Wien besitzt eine herrliche Garnitur kirchlicher Gewänder nach Zeich-

nungen der Brüder Van Eyck und ihrer Schüler. Schon im Beginn des 16. Jahrhunderts wurden Bücher mit Stickereimustern hergestellt, und ihr Erfolg war so groß, daß nach wenigen Jahren französische, deutsche, italienische, flandrische und englische Herausgeber umfangreiche Musterbücher verbreiteten, welche ihre besten Kupferstecher verfertigten. Um den Zeichnern die Möglichkeit zu bieten, direkt von der Natur zu lernen, eröffnete Jean Robin im selben Jahrhundert einen Garten mit Gewächshäusern, in welchen er seltsame Pflanzengattungen zog, die dazumal in unseren Breiten nur wenig bekannt waren. Die prächtigen Brokate und Damaste jener Zeit kennzeichnen die Einführung großer Blumenmuster mit Granatäpfeln und andern Früchten mit zartem Blattwerk.

Der zweite Teil von Lesébures Buch ist der Fachgeschichte der Spitzen gewidmet, und, obwohl ihn manche nicht ganz so fesselnd finden werden als den vorhergehenden, wird er einen Einblick reichlich lohnen; und jene, welche sich noch mit jener zarten, anmutigen Kunst beschäftigen, werden viele wertvolle Winke darin finden, sowie auch eine große Anzahl außerordentlich schöner Zeichnungen. Im Vergleich zur Stickerei erscheint die Spitze verhältnismäßig modern. Lesébure und Alan Cole führen an, daß kein zuversichtlicher und beglaubigter Nachweis erbracht werden kann, der das Bestehen der

Spitze vor dem 15. Jahrhundert feststellt. Natürlich wurden im Orient leichte Gewebe, wie Gaze, Musselins und Netze, sehr frühzeitig fertiggestellt und nach Art der späteren Spitzen zu Schleiern und Schärpen benützt. Die Frauen verzierten sie mit Stickereien und brachten Abwechslung in die Klarheit des Gewebes, indem sie hin und wieder Fäden auszogen. Die Fäden der Fransen scheinen auch geflochten und zusammengeknüpft worden zu sein, und der Saum einer der vielartigen römischen Togas weist ein offenes, netzförmiges Gewebe. Das ägyptische Museum im Louvre besitzt eine merkwürdige Netzarbeit, die mit Glasflügeln geschmückt ist, und der Mönch Reginald, der im 13. Jahrhundert an der Grufteröffnung des hl. Euthbert in Durham teilnahm, schreibt, daß des Heiligen Bahrtuch eine Franse von zolllangen Leinenfäden wies, überhöht von einer Borte, welche „auf den Fäden gearbeitet war“, mit Abbildungen von Vögeln und Tierpaaren — und befand sich zwischen jedem solchen Paar ein Baum mit ausgebreitetem Gezweige, ein Überbleibsel der Palme Boroasters, die ich vorhin schon erwähnte. Übrigens wollen unsere Autoren in diesen Beispielen nicht die Spitze erkennen, deren Herstellung ein bedeutend verfeinertes und kunstvolleres Verfahren erheischt und ebensowohl einen erhöhten Grad der Gewandtheit als auch stete Abwechslung der Ausführung voraussetzt. Un-

feres Wissen ist der Ursprung der Spitze wahr-
scheinlich in der Gewohnheit zu suchen, Lein-
wand mit Stickereien zu schmücken. Wie Lefébure
bemerkt, gewinnt weiße Stickerei auf Leinwand
ein kaltes und eintöniges Aussehen, jene mit
bunten Fäden macht einen lebhafteren und
freundlicheren Eindruck, verblaßt aber bei häu-
figem Waschen, hingegen besitzt weiße Stickerei,
in welcher offene Gitter im Leinengrund ab-
wechseln mit Mustern, die aus demselben ge-
schnitten sind, einen ganz neuartigen Reiz. Und
dieser Empfindung zufolge kann man das Ent-
stehen einer Kunst verzeichnen, deren Folgerung
einen glücklichen Kontrast bewerkstelligte zwischen
ornamentalen Bildungen im festen Stoff und
andern in durchbrochener Arbeit.

Bald auch kam der Gedanke auf, daß es
besser wäre, anstatt aus fester Leinwand mühe-
voll Fäden auszuziehen, nadelverfertigte Muster
in einem offen genetzten Grund einzuführen,
welchen man *lacies* benannte. Von dieser Art
Stickerei sind viele Muster vorhanden. Das
Cluny-Museum besitzt eine leinene Kappe, die
Karl V. gehört haben soll; desgleichen wird
eine leinene Alba in durchbrochener Arbeit,
deren Herstellung man Anna von Böhmen
(1527) zuschreibt, in der Kathedrale von Prag
verwahrt. Katharina von Medicis hatte ein
Lager, das mit Feldern aus *roseuil* oder *lacies*
bekleidet war, und es wird berichtet, daß „die

Hoffräuleins und Dienerinnen ihres Haushaltes viel Zeit verbrauchten, um Felber von réseuil herzustellen.“

Die interessanten Musterbücher für à jour-Stickerei, deren erstes im Jahre 1527 von Peter Quinty in Köln herausgegeben wurde, gewähren uns die Möglichkeit, die einzelnen Übergangsstufen von weißer Durchbrucharbeit zur genähten Spitze zu verfolgen. Wir begegnen darin einer Abart Nadelarbeit, welche im Gegensatz zur Stickerei nicht auf festem Untergrund hergestellt ist. Es ist dies tatsächlich echte Spitze, wie „in der Luft“ verfertigt, und sowohl der Untergrund als das Muster wurden von Spitzenklöpplern ausgeführt.

Die allgemeine Anwendung der Spitzen für Gewänder wurde durch die Mode der Rüschen und der sie begleitenden Handkrausen sehr gefördert. Katharina von Medizis berief einen gewissen Frederic Vinciolo aus Italien, um Rüschen und Tellerkrausen herzustellen, deren Mode sie in Frankreich aufbrachte. Und Friedrich III. war auf seine Rüschen so übertrieben heikel, daß er seine Hand- und Halskrausen lieber selbst bügelte und kolbte, ehe er geduldet hätte, daß ihre Falten schlapp und formlos wären. Auch die Musterbücher gewährten der Kunst einen reichlichen Ansporn. Lefebure erwähnt deutsche Bücher mit Mustern von Adlern, heraldischen Emblemen, Jagddarstellungen und

Pflanzen und Blättern nordischer Flora, dergleichen italienische Bücher, in welchen die Motive aus Oleanderblüten bestehen und zierlichen Gewinden und Schnörkeln, Landschaften mit mythologischen Darstellungen und Jagdbegebenheiten, die weniger realistisch waren als jene des Nordens, und Faune, Nymphen und pfeilschießende Amoretten darstellten. Bezüglich dieser Muster hebt Lefébure eine merkwürdige Tatsache hervor. Das älteste Gemälde, das Spitzen abbildet, ist jenes einer Dame von Carpaccio, welche beiläufig um das Jahr 1523 gestorben ist. Die Manschetten dieser Dame sind mit schmaler Spitze umsäumt, dessen Muster in Vecellios „corona“ sich wiederholt, ein Buch, das nicht vor dem Jahre 1591 herausgegeben wurde. Man bediente sich dieses besonderen Musters also wenigstens 80 Jahre, bevor es mit andern veröffentlichten Mustern in Umlauf geriet.

Übrigens gewannen Spitzen nicht vor dem XVII. Jahrhundert ein unabhängiges Gepräge und eine Individualität, und Duplessis stellt fest, daß die Verfertigung der bemerkenswerteren Spitzen einer früheren Periode mehr dem Einfluß der Männer als jenem der Frauen zu verdanken ist. Unter der Regierung Ludwigs XIV. wurden die prächtigsten Spitzen mittels der Nadel hergestellt, die Venezianerspitzen machten eine Umwandlung mit, und die Points d'Alençon, d'Argenton, de Bruxelles und d'Angle-

terre wurden erzeugt. Der König von Colbert unterstützt, wollte Frankreich wennmöglich zum Mittelpunkte der Spitzenerzeugung machen; zu diesem Zweck ließ er sowohl aus Venedig als auch aus Flandern Arbeiter holen. Dem Studium der Gobelins entlehnte man Mustervorlagen. Die Stitzer hatten ihre kolossalen Sabots oder Bäffchen, welche unter dem Kinn über die Brust fielen, und die vornehmen Prälaten, wie Bossuet und Fénelon, trugen ihre wundervollen Alben und Rochets. Bezüglich eines Kragens, der in Venedig für Ludwig XIV. gefertigt wurde, erzählt man, daß die Spitzenkloppler, die nicht genügend feines Roßhaar aufzutreiben vermochten, statt dessen von ihrem eigenen Haar nahmen, um die erstrebte wundervolle Zartheit der Arbeit zu erzielen.

Als Venedig im XVIII. Jahrhundert die Erfahrung machte, daß man leichtere Spitzen bevorzugte, schickte es sich an, Rosenspitzen zu fertigen; am Hofe Ludwigs XV. wurde die Wahl der Spitzen durch eine noch subtilere Etikette geregelt. Die Revolution indessen richtete viele der Fabrikanten zugrunde. Alençon hielt stand, und Napoleon unterstützte es und trachtete jene alten Vorschriften zu erneuern, welche das Tragen von Spitzen bei Hoffestlichkeiten als unerläßlich bezeichnen.

Ein herrliches Stück Spitze, mit heraldischen Bienen übersät, im Werte von 40.000 Franks

wurde bestellt. Man begann es für die Kaiserin Josefine, doch während seiner Verfertigung wurden ihre Wappenschilder mit jenen Marie Louisens vertauscht. Lesébure schließt seine fesselnden Ausführungen, indem er sehr klar seinen Standpunkt gegen Maschinenspitzen kennzeichnet. „Es wäre augenscheinlich ein Verlust für die Kunst,“ sagt er, „wenn man Spitzen nicht mehr mit der Hand verfertigen würde, denn Maschinen, so geschickt sie auch erfunden sein mögen, können nicht mit Menschen wetteifern. Sie liefern uns das Ergebnis von Fortschritten, aber nicht die Schöpfungen kunstgemäßer Handarbeit. Dort, wo äußerliche Berechnung persönliches Gefühl zu verdrängen meint, hat die Kunst aufgehört, sie hat aufgehört, wo keine Spur entdeckt werden kann, daß der Verstand die Arbeitskraft leitet, deren Unsicherheit selbst noch einen besonderen Reiz besitzt. Wohlfeilheit ist nie anzuempfehlen in bezug auf Dinge, die nicht absolute Notwendigkeiten sind; sie erniedrigt den künstlerischen Maßstab.“ Dies sind bewunderungswürdige Bemerkungen und mit ihnen verabschieden wir uns von dem faszinierenden Buch mit seinem reizenden Bilderschnitt, seinen entzückenden Anekdoten und prächtigen Belehrungen. Alan Cole hat sich den Dank all jener verdient, die an der Kunst beteiligt sind, dieses Buch in einer so anziehenden und so wenig kostspieligen Gestalt dem Publikum geboten zu haben.

**Sätze und Lehren
zum Gebrauch für die Jugend.**

Die erste Pflicht im Leben ist, so künstlich wie möglich zu sein. Die zweite Pflicht hat bisher noch niemand entdeckt.

*

Schlechtigkeit ist eine von guten Menschen erfundene Fabel, die die merkwürdige Anziehungskraft der andern erklären soll.

*

Wären die Armen nur nicht so häßlich, dann wäre das Problem der Armut leicht gelöst.

*

Wer einen Unterschied zwischen Leib und Seele macht, besitzt keines von beiden.

*

Eine wirklich tadellose Knopflochblume ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet.

*

Religionen sterben, wenn ihre Wahrheit erwiesen ist. Die Wissenschaft ist das Archiv toter Religionen.

*

Wohlerzogene widersprechen andern. Weise widersprechen sich.

*

Was tatsächlich geschieht, ist nie von Belang.

*

Langweile ist der mündig gewordene Ernst.

*

Bei allen unwichtigen Fragen ist der Stil, nicht die Ehrlichkeit, das Wesentliche. Bei allen wichtigen Fragen ist der Stil, nicht die Ehrlichkeit, das Wesentliche.

*

Wer die Wahrheit spricht, wird sicher früher oder später erlappt.

*

Bergnügen ist das einzige, wofür man leben sollte. Nichts macht so alt wie das Glück.

*

Nur wer seine Rechnungen nicht bezahlt, darf hoffen, im Gedächtnis der Kaufleute weiter zu leben.

*

Kein Verbrechen ist gemein, aber jede Gemeinheit ist ein Verbrechen. Gemeinheit geht immer von Andern aus.

*

Nur die Seichten kennen sich gründlich.

*

Zeit ist Geldverschwendung.

*

Man sollte immer ein wenig unwahr- scheinlich sein.

*

Alle guten Vorsätze haben etwas Ver- hängnisvolles. Sie werden beständig zu früh gefaßt.

*

Auf eine einzige Art läßt sich gut machen,
daß man bisweilen etwas zu viel Gewicht auf
Kleidung legt: man muß stets das allergrößte
Gewicht auf Kultur legen.

*

Frühreif sein heißt vollkommen sein.

*

Jedes Vorurteil über die Frage, was gut
oder schlecht am Benehmen ist, zeigt geistige
Zurückgebliebenheit.

*

Ehrgeiz ist die letzte Zuflucht des Miß-
erfolgs.

*

Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn
sie mehr als einer glaubt.

*

Im Examen stellen Toren Fragen, auf
die Weise nicht antworten können.

*

Die griechische Kleidung war wesentlich
unkünstlerisch. Einzig der Körper soll den
Körper offenbaren.

*

Man soll entweder ein Kunstwerk sein
oder ein Kunstwerk tragen.

*

Nur die oberflächlichen Eigenschaften
dauern. Des Menschen tieferes Wesen ist bald
entlarvt.

*

Der Fleiß ist die Wurzel aller Häßlichkeit.

*

Die Zeiten leben in der Geschichte durch ihre Anachronismen.

*

Nur die Götter kosten den Tod. Apollo ist nicht mehr, aber Hyazinth, den er der Sage nach erschlagen hat, lebt weiter. Nero und Narziß sind immer um uns.

*

Greise glauben alles; Männer bezweifeln alles; Junge wissen alles.

*

Die Voraussetzung zur Vollendung ist Trägheit, das Ziel der Vollendung ist Jugend.

*

Nur den Meistern des Stils gelingt es, dunkel zu sein.

*

Es liegt etwas tragisches darin, daß es gegenwärtig in England eine ungeheure Anzahl junger Männer gibt, die mit vollendeter Physiognomie ins Leben hinaustreten und schließlich einen nützlichen Beruf ergreifen.

*

Eigenliebe ist der Beginn eines lebenslänglichen Romans.

*

Es ist wichtig, geschäftliche Verbindlichkeiten nicht einzuhalten, will man sich den Sinn für die Schönheit des Lebens bewahren.

*

Ein Mann, der beharrlich ledig bleibt, macht sich zu einer fortwährenden öffentlichen Versuchung.

*

Vermeide Gründe jeglicher Art. Sie sind immer gewöhnlich, oft überzeugend.

*

Verwandte sind einfach eine langweilige Sippe, die nicht die geringste Ahnung haben, wie man leben und nicht das schwächste Gefühl wann man sterben soll.

*

Beginnt ein Mann erst seine häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, so wird er lästig weibisch.

*

Es ist abgeschmackt, ein hochnotpeinliches Nichtmaß anzulegen, was man lesen sollte und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur hängt von dem ab, was man nicht lesen sollte.

*

Unwissenheit gleicht einer zarten fremdländischen Frucht; berühre sie, und ihr Saft ist dahin.

*

Bei Fragen von einschneidender Bedeutung ist der Stil, nicht die Ehrlichkeit ausschlaggebend.

*

Drei Adressen flößen immer Vertrauen ein; sogar den Krämern.

*

Die beiden schwachen Seiten unseres Zeitalters sind seine Grundsatzlosigkeit und seine Physiognomielosigkeit.

*

Frauen besitzen einen wunderbaren Instinkt. Alles entdecken sie, nur das Nächstliegende nicht.

*

Das Unerwartete zu erwarten, verrät einen durchaus modernen Geist.

*

Bei einer sehr bezaubernden Frau ist das Geschlecht eine Herausforderung, keine Verteidigung.

*

Fragen sind nie indiskret. Antworten bisweilen.

*

Die Londoner Saison steht ganz unter dem Zeichen Hymens: entweder man geht auf die Männerjagd, oder versteckt sich vor ihnen.

*

Sittlichkeit ist lediglich die Haltung, die man gegenüber unsympathischen Menschen einnimmt.

*

Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert.

* * *

Die Seele des Menschen
und der Sozialismus.

Übersetzt von Paul Wertheimer.

Der Hauptvorzug, den die Herrschaft der sozialistischen Gesellschaftsordnung mit sich brächte, wäre ohne Zweifel: der Sozialismus würde uns von der schimpflichen Nötigung, für andere zu leben, befreien, einer Nötigung, die bei der gegenwärtigen Einrichtung der Gesellschaft so ziemlich auf uns allen lastet. Es ist in der Tat kaum einer, der sich diesem Zwang zu entziehen vermag.

Im Verlaufe des Jahrhunderts hat hier und da ein großer Gelehrter wie Darwin, ein großer Poet wie Keats, ein feiner Kritischer Kopf wie M. Renan, ein überlegener Künstler wie Flaubert es zuwege gebracht, sich zu isolieren, sich außerhalb der lärmenden Ansprüche der andern zu stellen, „unter dem Schutze des Walles zu stehen“, wie Plato sagt, und solcher Art die ihm erreichbare Stufe der Selbstvollendung zu erklimmen — zu seinem eigenen unvergleichlich großen Gewinn und zu dem unvergleichlich großen, dauernden Gewinn der ganzen Welt. Dies sind aber nur Ausnahmen. Die meisten Menschen verderben ihr Leben durch einen gewissen ungesunden, übertriebenen Altruismus — sie sind in der Tat genötigt,

ihr Leben so zu verderben. Sie sehen sich umgeben von schrecklicher Armut, von schrecklicher Häßlichkeit, von schrecklichem Hunger. Wie sollte nicht durch dies alles ihr Empfinden erschüttert werden? Die Empfindungen des Menschen werden rascher, denn seine Gedanken rege; es ist, wie ich jüngst in einem Artikel über den Zweck der Kritik ausgeführt habe, weit leichter, mit den Leiden Mitgefühl zu hegen, als Gedanken zu lieben. So tritt man naturgemäß in bewundernswerter, doch irre geleiteter Absicht sehr ernsthaft und sehr sentimental an die Aufgabe heran, die Abel ringsum zu heilen. Aber die Heilmittel heilen die Krankheit nicht: sie verlängern diese bloß. Die Heilmittel bilden in der That einen Teil der Krankheit selbst.

Man versucht gegenwärtig, das Problem der Armut dadurch zu lösen, daß man den Armen eben das nackte Dasein gewährt oder daß man ihnen — so will es eine sehr vorgeschrittene Schule — Zerstreungen darbietet.

Aber dies scheint keine Lösung, sondern nur eine weitere Vermehrung der Schwierigkeit. Das wahre Ziel ist: die Gesellschaft auf einer Grundlage neu aufzurichten, welche die Armut ausschließt. Der Altruismus hat wirklich das Erreichen dieses Zieles zu verhindern gewußt. Wie die ärgsten Sklavenhalter diejenigen waren, die ihre Sklaven milde behandelten

und es so zu verhindern wußten, daß die Greuel des Systems an jenen, die darunter litten, zur Verwirklichung gelangten und daß ein Betrachter in ihr System überhaupt Einsicht gewann, so sind in dem gegenwärtigen England die Wohltäter die größten Schädlinge. Wir haben auf diese Weise zuletzt ein seltsames Schauspiel miterleben müssen: Männer, die das Problem wirklich durchdacht haben und das Leben kennen — Männer von Bildung, die im East-End wohnen — sind aufgetreten und haben dem Staat die Bitte vorgebracht, er möge seine altruistischen Anwendungen von Barmherzigkeit, Fürsorge u. dgl. eindämmen. Sie richteten diese Bitte aus der Erwägung, daß solche Barmherzigkeit erniedrigt und unsittlich macht. Diese Männer haben vollkommen recht. Barmherzigkeit ruft eine Menge von Verbrechen hervor.

Noch muß das Folgende bemerkt werden: Es ist unsittlich, Privateigentum zur Milde rung der furchtbaren Übelstände zu verwenden, zu denen die Einrichtung des Privateigentums geführt hat. Dies ist unsittlich und unzulömmlich zugleich.

Unter der Herrschaft des Sozialismus wird dies alles natürlich anders sein. Die Menschen werden nicht mehr, bekleidet mit stinkenden Fetzen, in stinkenden Höhlen wohnen, sie werden nicht länger ungesunde, durch den Hunger ver-

kümmerte Kinder in völlig menschenunwürdiger, niederdrückender Umgebung aufziehen. Die Sicherheit der Gesellschaft wird nicht mehr, wie dies jetzt der Fall ist, vom Stande des Wetters abhängen. Bricht Frost nieder, dann wird man nicht mehr die hunderttausend Arbeiter sehen, die jetzt in einem Zustand unfählich abscheulichen Elends durch die Straßen trotten oder ihre Nachbarn um Almosen anbetteln oder vor den Toren der ekelhaften Asyle wimmeln, um einen Keil Brot und ein schmutziges Obdach für den Abend zu erlangen. Jedes Mitglied der Gesellschaft wird an ihrer allgemeinen Wohlfahrt, an ihrem allgemeinen Glück teilnehmen; bricht Frost herein, so wird er niemandem Schaden bringen.

Andererseits wird der Wert des Sozialismus einfach nur darin bestehen, daß er zum Individualismus hinüberleitet.

Der Sozialismus, Kommunismus oder wie man diese Organisation auch nennen möge, wird dadurch, daß er das Privateigentum in allgemeinen Reichtum umwandelt, dadurch, daß er an Stelle der Konkurrenz die gemeinsame Arbeit setzt, der Gesellschaft die ihr eigentümliche Form eines gesunden Organismus zurückgeben und die materielle Wohlfahrt eines jeden Mitgliedes dieser Gemeinschaft sichern. Er wird in der Tat das Leben auf völlig entsprechender Grundlage neu aufrichten und mit

dessen Notwendigkeiten versehen. Um aber das Leben auf die höchste Spitze der Vollendung zu heben, bedarf es noch eines weiteren. Es bedarf des Individualismus. Erkennt der Sozialismus die Macht der Autorität an, richtet er Regierungen ein, die mit ökonomischer Machtfülle ausgestattet sind, genau wie jetzt mit politischen Befugnissen, werden wirklich industrielle Tyrannien herrschen, dann wird dieser jüngste Zustand der Menschheit weit schlimmer werden als der bisherige. Heutzutage sind eben durch die Herrschaft des Privateigentums sehr viele imstande, ihre Individualität in einer gewissen, freilich sehr beschränkten Weise zur Entfaltung zu bringen. Unter der Voraussetzung nämlich, daß sie nicht für ihren Lebensunterhalt arbeiten müssen oder daß sie die ihnen entsprechende Sphäre der Betätigung, die ihnen Lebensfreude gewährt, wählen dürfen. Das sind die Poeten, die Philosophen, die Gelehrten, die Kultivierten — mit einem Wort, die wirklichen Menschen, die zur Selbstvollendung gelangten, in denen die Menschheit ihre eigne teilweise Vollendung erreicht. Andererseits gibt es sehr viele, die, mit Privatbesitz nicht begabt, immer an dem Rande des nackten Elends schwebend, genötigt sind, die Arbeit von Lasttieren zu verrichten, Arbeit, die ihnen gar nicht entspricht; sie sind dazu durch die unabwiesbare, unvernünft-

tige, erniedrigende Tyrannei der Not gezwungen. Das sind die Armen; in ihrem Kreise fehlt jede Grazie, die Anmut der Rede oder der Bildung, die Verfeinerung der Genüsse, jede Lebensfreudigkeit. Ihre gesammelte Kraft verschafft der Menschheit manche materielle Wohlfahrt, doch wird daraus nur materieller Vorteil gewonnen, der Arme an sich ist völlig ohne Belang. Er ist nur ein winziges Atom einer Kraft, die ihn nicht bloß verachtet, sondern zermalmt; dieser Kraft ist sogar besonders daran gelegen, ihn zu zermalmen, weil er dann gar keinen Widerstand aufzubringen vermag.

Natürlich ist der unter der Voraussetzung des Privateigentums erblühte Individualismus, so mag man einwenden, nicht immer oder auch nicht in der Regel etwas Erlesenes oder Wundervolles, auch sind den Armen, er mangeln diese gleich der Kultur und Anmut, manche Tugenden eigen. Diese beiden Einwände wären an sich völlig richtig. Privateigentum ist sehr häufig ein demoralisierendes Element, dies ist einer der Gründe, weshalb der Sozialismus diese Einrichtung abzuschaffen bemüht ist. Eigentum ist in der That ein beschwerliches Gut. Vor einigen Jahren zogen Leute im Lande umher, die verkündeten, Eigentum ziehe Pflichten nach sich. Diese Anschauung wurde so häufig und in so

langweiliger Weise wiederholt, daß die Kirche anfang, das Nämliche zu behaupten. Jetzt wird diese Lehre von jeder Kanzel gepredigt. Sie ist vollkommen richtig. Besitz erzeugt nicht nur Pflichten, er schafft so viele, daß es wirklich eine Last ist, die Fülle davon sein eigen zu nennen. Man muß sich fortwährend um Geschäfte bekümmern, unausgesetzt werden Ansprüche erhoben, man hat nicht einen Augenblick Ruhe. Würde der Besitz nur Freude in sich schließen, dann könnte man ihn noch hinnehmen. Aber die damit verknüpften Pflichten machen ihn ganz unerträglich. Im Interesse der Reichen müssen wir uns dessen entledigen. Man mag die Tugenden der Armen bereitwillig anerkennen und muß zugleich das Vorhandensein dieser Tugenden bedauern. Man erzählt uns, die Armen seien für Wohltaten dankbar. Einige sind es ohne Zweifel, aber die Besten unter den Armen kennen das Gefühl der Dankbarkeit nicht. Sie sind undankbar, unzufrieden, ungehorsam, Rebellen. Sie sind es mit vollem Recht. Sie empfinden: Mildthätigkeit ist die lächerliche, ungleichwertige Art teilweiser Rückvergütung oder ein sentimentales Almosen, gewöhnlich mit dem unverschämten Versuch des sentimentalen Wohltäters verbunden, über das Privatleben der Beschenkten tyrannische Herrschaft zu üben. Warum sollten die Armen für die Armen, die von der Tafel des Reichen

fallen, dankbar sein? Sie sollten mit bei dem Mahle sitzen, das beginnen sie jetzt zu merken. Was die Frage der Unzufriedenheit belangt: wer mit solcher Umgebung und einer so erbärmlichen Lebensführung zufrieden wäre, müßte völlig vertiert sein. Ungehorsam bedeutet für jeden, der Geschichte gelesen hat, die hervorstechendste Tugend des Menschen. Durch Ungehorsam ist man zum Fortschritt gelangt, durch Ungehorsam und durch Empörung. Manchmal lobt man die Armen um ihrer Sparsamkeit willen. Aber den Armen Sparsamkeit zu empfehlen, ist grotesk und beleidigend zugleich. Es ist, als riete man einem Verhungerten, weniger zu essen. Ein Stadt- oder Landarbeiter, der sparen wollte, beginge damit etwas völlig Unfittliches. Man sollte sich keineswegs zu dem Nachweise hergeben, daß man wie ein schlecht genährtes Stück Vieh zu leben vermag. Man sollte lieber stehlen oder im Armenhaus eine Zuflucht suchen, was ja viele für eine Art Diebstahl halten. Was das Betteln belangt: es ist sicherer, zu betteln, denn zu empfangen, aber es ist vornehmer, zu empfangen, denn zu betteln. Nein, ein Armer, der undankbar, nicht sparsam, unzufrieden, ein Rebell ist, dieser mag eine Persönlichkeit sein, es steckt möglicherweise viel in ihm. Er stellt jedenfalls einen gesunden Protest dar. Was die tugendreichen Armen betrifft — diese

muß man allerdings bemitleiden, aber man kann sie unmöglich bewundern. Sie haben mit dem Feinde paktiert, sie haben ihr Erstgeburtsrecht um eine Schüssel Suppe dahingegeben. Sie sind gewiß auch außerordentlich dumm. Ich begreife sehr wohl, daß ein Mann sich mit Gesetzen einverstanden erklärt, die das Privateigentum schützen und dessen Anhäufen gestatten, so lange dieser eben dadurch imstande ist, ein Leben der Schönheit und Geistigkeit in welcher Form immer zu führen. Doch ist es mir gänzlich unfaßbar, wie jemand, dessen Leben durch diese Gesetze zerstört und besleckt wurde, deren Fortdauer ruhig mitanzusehen vermag.

Gleichwohl findet sich die Erklärung un schwer. Die Erklärung ist einfach die folgende: Elend und Armut haben etwas so völlig Erniedrigendes, sie üben auf das Wesen des Menschen solch paralyisierende Wirkung, daß keine Klasse der Gesellschaft sich je wirklich ihres Leidens deutlich bewußt wird. Andere müssen sie darüber aufklären und diesen glauben sie oft gar nicht. Was manche große Unternehmer wider Agitatoren vorgebracht haben, ist fraglos richtig. Agitatoren sind Eindringlinge, die in irgendeine völlig zufriedene Gesellschaftsschichte einbrechen und die Saat der Mißvergnügteit unter sie säen. Eben darum sind Agitatoren so absolut notwendig. Ohne diese gäbe es in

unserem völlig unvollkommenen Gemeinwesen kein Fortschreiten zur Kultur hin. Die Sklaverei wurde in Amerika keineswegs infolge irgendeiner Bewegung unter den Sklaven selbst oder infolge des leidenschaftlichen Verlangens der Sklaven nach Freiheit abgeschafft. Man hat die Sklaverei nur wegen des völlig ungeseligen Gehabens einiger in Boston und an anderen Orten wirkenden Agitatoren aufgehoben, Agitatoren, die selbst weder Sklaven noch Sklavenhälter waren, noch Leute, die überhaupt irgend etwas mit dieser Frage zu schaffen hatten. Es sind ohne Zweifel die Abolitionisten gewesen, welche die Fackel in Brand setzten, sie haben das ganze Unternehmen angefangen. Und so paradox es klingt, die Agitatoren haben bei den Sklaven selbst nicht nur keinerlei Unterstützung, sondern kaum Sympathien gefunden; am Ende des Krieges hatten die Sklaven allerdings die Freiheit gewonnen, eine vollständige Freiheit, auch die Freiheit zu verhungern, so zwar, daß viele die neue Lage der Dinge bedauerten. Für den Denker bedeutet nicht der Tod der Marie Antoinette, die sterben mußte, weil sie Königin war, den tragischen Höhepunkt der französischen Revolution, sondern die Erhebung der ausgehungerten Bauern der Vendée, die freiwillig aufstanden, um für die schimpfliche Sache des Feudalismus zu sterben.

Es ist also klar, mit dem autoritären Sozia-

lismus kommt man nicht weiter. Während unter dem gegenwärtigen System immerhin eine nicht geringe Zahl von Menschen ihr Leben mit einer gewissen Fülle von Freiheit und Glück und einer gewissen Betonung ihres Ichs zu leben vermag, würde unter einem Industrie-Kasernen-system oder einem System der wirtschaftlichen Bevormundung niemand irgendwelcher Freiheit teilhaftig werden. Zu bedauern bleibt, daß ein Teil unserer Gemeinschaft tatsächlich im Zustande der Sklaverei dahinlebt, aber es wäre kindisch, dieses Problem dadurch zu lösen, daß man die ganze Gemeinschaft in die Sklaverei zwingt. Jedem muß die Freiheit gewahrt bleiben, seine Arbeit selbst zu wählen, keinerlei Art von Zwang darf auf ihn ausgeübt werden; sonst wäre diese Arbeit für ihn selbst und für die andern ohne Nutzen. Unter Arbeit verstehe ich jede Art von Tätigkeit.

Heutzutage wird meiner Meinung nach kaum ein Sozialist ernsthaft vorschlagen, ein Inspektor solle jeden Morgen in jedem Hause vorsprechen, um sich zu überzeugen, daß die Bürger alle aufgestanden sind und sich an ihre achtstündige manuelle Arbeit begeben haben. Die Menschheit ist über dieses Stadium hinausgelangt und bestimmt eine solche Art des Lebens für jene, die man höchst willkürlicherweise Verbrecher nennt. Doch ich gestehe, eine große Zahl jener sozialistischen Anschauungen,

denen ich begegnete, scheinen mir besleckt durch Ideen von autoritärer Macht oder gar von willkürlichem Zwang. Von autoritärer Macht und Zwang darf aber nicht die Rede sein. Alle Vereinigung muß völlig freiwillig vor sich gehen. Nur in freiwilligen Vereinigungen ist der Mensch vornehm.

Die Frage mag aufgeworfen werden, wie der Individualismus, der jetzt mehr oder minder zu seiner Entwicklung des Privateigentums bedarf, aus der Aufhebung des Privateigentums Nutzen ziehen könnte? Die Antwort ist sehr einfach. Es ist wahr, auch unter den gegenwärtigen Umständen haben es einige wenige Männer, die eigenes Vermögen besaßen, wie Byron, Shelley, Browning, Viktor Hugo, Baubelaire u. a. zustande gebracht, ihre Persönlichkeit mehr oder minder völlig zum Ausdruck zu bringen. Nicht einer dieser Männer hat auch nur einen Tag seines Lebens um Lohn gearbeitet. Sie waren von der Armut verschont. Sie hatten daher ungeheuer viel voraus. Die Frage ist, ob es für den Individualismus von Vorteil wäre, wenn ein solcher Vorzug aufgehoben würde. Nehmen wir an, er sei aufgehoben. Was ist es dann mit dem Individualismus? Welchen Nutzen wird er daraus ziehen?

Er wird diesen Nutzen daraus schöpfen: Unter den neuen Verhältnissen wird der Indi-

vidualismus weit freier, weit vornehmer, weit vertiefter sein, als dies jetzt der Fall ist. Ich spreche nicht von dem großen, in der Phantasie zur Verwirklichung gelangten Individualismus bei Poeten, wie ich sie eben nannte, ich spreche von dem großen tatsächlichen Individualismus, der in der Menschheit im allgemeinen gebunden liegt und entfaltungsmöglich wäre. Die Anerkennung des Privateigentums hat den Individualismus wirklich geschädigt und dadurch getrübt, daß dieses den Menschen mit seinem Besitz verwechselte. Es hat den Individualismus völlig irre geleitet. Es hat bewirkt, daß Gewinn, nicht Wachstum sein Ziel geworden ist. So zwar, daß die Menschen meinten, das Wichtigste sei das Haben; sie wußten nicht, daß es das Wichtigste ist, zu sein. Die wahre Vollendung des Menschen liegt nicht in dem, was er besitzt, sondern in dem, was er ist. Das Privateigentum hat den wahren Individualismus vernichtet und einen falschen aufgestellt. Es hat einen Teil der Gemeinschaft von dem Individuell-Sein durch Ausshungerung ausgeschlossen. Es hat den andern Teil der Gemeinschaft von dem Individuell-Sein dadurch ferngehalten, daß man ihn auf den unrichtigen Weg geleitet und überlastet hat. In der That, die Persönlichkeit des Menschen wurde so vollkommen durch seine Besißtümer absorbiert, daß die englischen Geseze Vergehen

wider das Eigentum weit schärfer ahnden, denn wider die Person; noch immer gewährt nur das Eigentum die vollen Bürgerehren. Der Gewerbesleiß, der notwendig ist, um Geld zu machen, wirkt gleichfalls sehr demoralisierend. In einer Gesellschaft wie der unsrigen, in der das Eigentum unermessliche Auszeichnung, gesellschaftliche Stellung, Ehre, Ansehen, Titel und andere vergnügliche Dinge dieser Art verschafft, setzt es sich der von Natur aus ehrgeizige Mensch zum Ziel, dieses Eigentum zu häufen; er läßt langweiligerweise von diesem Streben nicht ab, wenn er schon längst mehr gewonnen hat, als er bedarf oder benutzen kann, mehr als ihm Freude zu machen vermag, mehr selbst, als er weiß. Der Mensch bringt sich durch Überarbeitung, nur um Eigentum zu gewinnen, um sein Leben; bedenkt man die ungeheueren Vorteile, die das Eigentum gewährt, so darf man sich in der That darüber kaum verwundern. Man muß nur bedauern, daß die Gesellschaft so eingerichtet wurde, daß man den Menschen in eine Höhle gesperrt hat, in der er seine wunderbaren, entzückenden, köstlichen Gaben nicht zu entfalten vermag, in der er in der That die wahre Freude des Lebens entbehrt. Die Existenz des Menschen ist auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen keineswegs sicher. Ein sehr reicher Kaufmann kann in jedem

Augenblick seines Lebens Gewalten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein — er ist es oft —, denen er nicht zu gebieten vermag. Weht der Sturm ein wenig stärker, schlägt das Wetter um, ereignet sich sonst irgend etwas Alltägliches, dann sinkt vielleicht sein Schiff, seine Spekulationen gehen fehl, er ist plötzlich ganz arm geworden, seine gesellschaftliche Stellung ist völlig dahin. Nur eines sollte imstande sein, uns Sorge zu verursachen: das eigene Ich. Aber nichts sollte imstande sein, uns völlig zu entwurzeln; wir besitzen nichts, als was wir in uns hegen. Was außerhalb unseres Selbst liegt, sollte völlig belanglos erscheinen.

Die Vernichtung des Privateigentums wird den wahren, den herrlichen, den kräftigen Individualismus zur Folge haben. Niemand wird sein Leben mit der Anhäufung von Dingen und Werten vergeuden. Man wird leben. Wirklich zu leben — das ist das Allerseltenste auf dieser Welt. Die meisten Menschen existieren nur, sonst nichts.

Die Frage ist, ob wir jemals eine Persönlichkeit sich völlig ausleben gesehen haben, ausgenommen in dem imaginären Reiche der Kunst. In der Tat, wir sahen es bisher nicht. Caesar, so erzählt uns Mommsen, war ein ganz vollendeter Mensch. Aber wie tragisch unsicher war Caesars Dasein! Überall, wo es

einen Mann gibt, der Autorität ausübt, gibt es auch einen, der seiner Autorität widerstrebt. Caesar war ein sehr vollkommener Mensch, aber diese Vollkommenheit bewegte sich auf zu gefährlichen Bahnen. Marc Aurel war ein vollendeter Mensch, sagt Renan. Gewiß; der große Kaiser war ein vollkommener Mensch. Aber wie unerträglich waren die endlosen Wünsche, mit denen man ihn verfolgte! Er wankte unter der Last des Kaisertums. Er wußte, wie unmöglich es für die Kraft eines einzelnen war, das Gewicht dieser titanischen, allzu riesenhaften Weltmacht zu tragen. Vollkommen ist für mich jener Mensch, der sich unter vollkommenen Verhältnissen zu entwickeln vermag; ein Mensch, der nicht verwundet, gehebt, gelähmt, ewig von Gefahren umringt ist. Die meisten Persönlichkeiten waren gezwungen, Rebellen zu werden. Die Hälfte ihrer Kraft ward in Kämpfen aufgerieben. Byrons Persönlichkeit z. B. rieb sich wund in dem Kriege wider die Dummheit, Heuchelei und Philistrität des englischen Wesens. Solche Kämpfe steigern keineswegs die Kraft, sie steigern sehr häufig bloß die Schwäche in das Unendliche. Byron hat uns nie das zu geben vermocht, was er uns hätte geben können. Shelley gelang es besser, sich in Sicherheit zu bringen. Wie Byron verließ er England, sobald als möglich. Man

kannte ihn nicht genau genug. Hätten die Engländer eine Ahnung von der Größe seines Dichtertums befaßen, sie wären mit Zähnen und Nägeln über ihn hergefallen, sie hätten ihm das Leben nach Kräften unerträglich gemacht. Allein Shelley war in der Gesellschaft keine markante Figur; so vermochte er es, sich ziemlich in Sicherheit zu bringen. Doch wird selbst bei Shelley die Note der Empörung oft zu laut. Die Note der vollkommenen Persönlichkeit ist nicht Empörung, sondern Harmonie.

Wie wundervoll wird das Wesen des Menschen sein, wenn es sich einmal ganz rein vor unserem Blick entfalten darf. Es wird natürlich und einfach vor uns erblühen, wie eine Blume oder wie ein Baum. Es wird nicht mehr mit sich zerfallen sein, es wird keineswegs recht behalten und nichts mehr beweisen wollen. Alle Weisheit der Welt wird in dem Menschen ruhen, ohne daß er sich um Wissen zu mühen braucht; der Wert der Persönlichkeit wird nicht mehr mit dem Maßstab des Materiellen gemessen werden. Man wird nichts mehr sein eigen nennen und dennoch alles besitzen, man wird dem Menschen nichts nehmen, nichts rauben können, so reich wird er geworden sein. Man wird nicht mehr mit anderen paktieren, von keinem verlangen, daß er dem eigenen Selbst gleiche, man wird die andern eben darum lieben, weil sie sich von

dem eigenen Ich unterscheiden, und gerade weil man unbekümmert um die andern dahinlebt, wird man die andern erlösen helfen, wie uns Schönheit erlöst, die nichts anderes sein will, als was sie ist: Schönheit. Das Wesen des Menschen wird dann voller Wunder werden. Voller Wunder, wie die Seele des Kindes.

In ihrer Entwicklung wird die Persönlichkeit vom Christentum, wenn man danach verlangt, gefördert werden; wenn die Menschen danach nicht verlangen, wird sie sich darum nicht weniger sicher entwickeln. Denn sie wird sich nicht länger um Vergangenes quälen, noch darum sorgen, ob etwas geschehen ist oder nicht. Sie wird keine anderen Gesetze als ihre eigenen kennen, keine andere Autorität, als die eigene. Doch wird sie denen Liebe wahren, die sich um ihre Vertiefung bemühen und ihrer oft gedenken. Und Christus war einer von diesen.

Über der Pforte der antiken Welt stand geschrieben: „Erkenne dich selbst!“ Über der Pforte unserer neuen Welt sollte geschrieben stehen: „Sei du selbst!“ Die Botschaft des Heilands an die Menschen lautete einfach: „Sei du selbst!“ Dies ist das Geheimnis Christi.

So oft Jesus von den Armen spricht, meint er nur die Persönlichkeiten, so oft er von den Reichen redet, meint er alle, die ihre Per-

fönlichkeit nicht zur Entfaltung gebracht haben. Jesus lebte in einer Gemeinschaft, welche das Anhäufen des Privateigentums genau ebenso gestattet hat, wie dies heute der Fall ist; das Evangelium, das er predigte, war keineswegs: es sei für den Menschen ein Vorteil, sich von ärmlicher, ungesunder Speise zu nähren, zerlumpte und schmutzige Kleider zu tragen, in schrecklichen, ungesunden Wohnungen zu nactigen, oder es sei von Nachteil, unter gesunden, freudigen, geziemenden Verhältnissen zu leben. Eine solche Anschauung wäre in jenem Lande und in jener Zeit eine falsche gewesen und wäre natürlich heute und in unserem England noch irriger; denn je mehr die Menschheit nördlichen Regionen zustrebt, um so wichtiger werden die materiellen Lebensvoraussetzungen; unsere Gesellschaft ist bei weitem komplizierter und weist bei weitem schärfere Gegensätze von Luxus und Elend auf, denn irgendeine Gesellschaft der antiken Welt. Jesus hat dem Menschen einfach dieses eröffnet: „Dein Wesen ist etwas Wundervolles. Entfalt' es, sei du selbst! Glaube nicht, daß du durch das Besitzen oder Anhäufen äußerlicher Güter zu deiner Vollendung gelangen wirst. In dir selbst liegt die Möglichkeit, vollendet zu werden. Erreichst du dieses, dann bedarfst du des Reichthums nicht. Was man so Reichthum nennt, das kann dir abhanden kommen, wirklicher Reich-

tum nie. In der Schatzkammer deiner Seele sind unermesslich wertvolle Kostbarkeiten, die niemand dir zu rauben vermag. Richte dein Leben auf solche Art ein, daß Außerliches dich nicht zu berühren vermag, wag' es nur, deine Habe von dir zu werfen. Sie schließt gemeine Voreingenommenheit, unendliche Mühsal, stetes Ungemach in sich. Vermögen behindert die Persönlichkeit auf Schritt und Tritt." Bemerkt muß werden: Jesus sagt nirgends, die Verarmten seien notwendigerweise gut oder die Wohlhabenden notwendigerweise schlecht. Das wäre ganz unrichtig. Die Reichen sind, als Klasse betrachtet, besser denn die Armen. Sie sind sittlicher, geistiger, von feinerem Anstand. Nur eine Gruppe unter uns beschäftigt sich noch mehr mit dem Geld, als die Reichen: die Armen nämlich. Diese sind eben außerstande, sich mit anderem zu beschäftigen. Darin liegt ihre Tragödie.

Jesus meint nur, der Mensch gelange nicht durch das, was er hat, nicht einmal durch das, was er tut, sondern nur durch das, was er ist, zu seiner Vollendung. Und so wird der reiche Jüngling, der dem Heiland naht, als ein sehr trefflicher Bürger hingestellt, der kein Gesetz seines Staates gebrochen hat, keine Vorschrift seiner Religion verletzete. Er ist völlig achtbar in der gewöhnlichen Bedeutung dieses außergewöhnlichen Wortes. Jesus sprach zu

ihm: „Du sollst dich deines Besitzes entledigen. Er hindert dich an deiner Vollendung. Er ist ein Netz, das dich umstrickt. Er ist eine Bürde. Dein Wesen bedarf seiner nicht. In dir, nicht außerhalb deiner selbst, wirst du deinem wirklichen Ich und allen Gütern begegnen, deren du wirklich bedarfst.“ Seinen Jüngern sagt er ganz das Nämliche. Er rät ihnen, jeder möge sich auf sich selbst besinnen, sich nicht um anderes quälen. Was ist an anderem gelegen? Der Mensch ist in sich vollkommen. Sucht er die Welt auf, dann wird die Welt ihm entgentreten, das ist unvermeidlich. Die Welt haßt Individualitäten. Das soll diese nicht weiter bekümmern. Sie sollen still in sich ruhend sein. Nimmt ihnen jemand den Mantel, dann gebe man ihm auch den Rock, zu beweisen, daß materielle Dinge von keiner Bedeutung sind. Schmähst sie jemand, so antworte man nicht. Was liegt daran? Was man über einen Menschen sagt, verändert ihn nicht. Er ist, was er ist. Die öffentliche Meinung ist von keinerlei Wert. Selbst wenn man wider einen Menschen Gewalt anwenden sollte, darf dieser seinerseits nicht wieder Gewalt üben. Das hieße, sich auf die nämliche Stufe begeben. Der Mensch kann schließlich auch im Gefängnis völlig frei sein. Die Persönlichkeit mag ungetrübt bleiben. Er kann im Frieden leben. Vor allem aber mische man sich nicht in die An-

gelegenheiten der andern oder maße sich über diese irgendwelches Urtheil an. Um die Persönlichkeit liegt immer ein geheimnisvoller Schleier. Man wird den Menschen keineswegs stets nach seinen Handlungen beurtheilen dürfen. Der eine beobachtet das Gesetz getreu und ist dennoch treulos, ein zweiter verletzt das Gesetz und ist dennoch edel. Mancher hat nie etwas Schlechtes begangen und bleibt dennoch im Innern schlecht. Man begeht vielleicht ein Verbrechen wider die Gesellschaft und bringt vielleicht eben durch dieses Verbrechen erst den wahren Sinn seines Wesens zur Entfaltung.

Da war eine Frau, die beim Ehebruch er-
tappt worden. Die Geschichte ihrer Liebe wird
uns nicht berichtet, aber diese Liebe war ohne
Zweifel eine sehr mächtige; denn Jesus sagte,
ihre Sünden seien ihr vergeben, nicht, weil sie
beroue, sondern weil ihre Liebe eine so innig-
wundervolle war. Später, kurze Zeit vor
Christi Tod, als er beim Mahle saß, trat dieses
Weib ein und goß Wohlgerüche auf des Hei-
lands Haar. Seine Jünger suchten dieses Be-
streben zu hindern und sagten, dies sei Ver-
schwendung, jene Summe, welche die Wohl-
gerüche kosteten, könne man zu einem Werk
der Barmherzigkeit, zur Linderung der Not
armer Leute verwenden. Jesus stimmte dieser
Anschauung nicht bei. Er erklärte, die mate-

riellen Bedürfnisse des Menschen seien groß und während. Aber die geistigen Bedürfnisse seien noch größer, und in einem göttlichen Augenblick könne eine Persönlichkeit, welche Form ihres Ausdrucks sie sich auch wähle, zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Man verehrt dieses Weib noch heute als eine Heilige.

Ja, es ist etwas Berauschendes um den Individualismus. Der Sozialismus hebt zum Beispiel das Familienleben auf. Mit der Vernichtung des Privateigentums muß die Ehe in ihrer gegenwärtigen Form verschwinden. Das ist ein Teil des Programms. Der Individualismus nimmt diesen Grundsatz auf und verfeinert ihn. Er wandelt die Vernichtung gesetzlichen Zwanges in eine Form der Freiheit um, die der vollen Entfaltung der Persönlichkeit dienen und die Liebe zwischen Mann und Weib wundervoller, herrlicher, prächtiger gestalten soll. Jesus wußte dies. Er verwarf die Ansprüche des Familienlebens, die auch zu seinen Tagen und in der Gesellschaft seiner Zeit in sehr ausgeprägter Weise bestanden. „Wer ist meine Mutter? Wo sind meine Brüder?“ fragte er, da man ihm berichtete, daß diese mit ihm zu sprechen begehrteten. Als einer seiner Jünger bat, sich entfernen zu dürfen, um den Vater zu bestatten, war seine furchtbare Antwort: „Laß die Toten die Toten

begraben!“ Er ließ keinen Anspruch gelten, den man an die Persönlichkeit stellte.

Ein den Heiland ähnliches Leben führt nur, wer ganz und gar er selbst bleibt. Ein solcher mag ein großer Dichter sein oder ein großer Gelehrter; oder ein junger Universitäts-Student oder ein Schafhirte auf der Heide; oder ein Schöpfer von Dramen wie Shakespeare, oder ein Gottgrübler wie Spinoza, oder ein Kind, das im Garten spielt, oder ein Fischer, der seine Netze in die See senkt. Er sei was immer, was liegt daran, wenn er nur alle Möglichkeiten seiner Seele zur Entfaltung bringt.

Alle Nachahmung in moralischen Dingen und im äußeren Leben ist von Übel. Durch die Straßen Jerusalems schleicht jetzt ein Wahnsinniger und schleppt auf seinen Schultern ein hölzernes Kreuz. Er ist das Sinnbild jener Existenzen, welche durch die Nachahmung verstümmelt wurden. Vater Damien war dem Christus ähnlich, da er auszog, mit den Ausfähigen zu leben, denn durch solchen Dienst brachte er das Gebot seines innersten Wesens völlig zum Ausdruck. Doch war er nicht christusgleicher denn Wagner, da dieser in Musik seiner Seele, oder Shelley, der seiner Seele in Liedern die Verwirklichung gab. Man spreche nicht von einem Typus des Menschen. Es gibt so viele fertige Menschentypen als es

unfertige Menschen gibt. Du magst dich von den Rufen derer verlocken lassen, die von Mitleid faszeln, und dabei dennoch innerlich frei bleiben. Aber gefellst du dich den Gleichmachern zu, ist deine innere Freiheit völlig dahin.

Zum Individualismus werden wir also durch den Sozialismus gelangen. Als Konsequenz ergibt sich: der Staat muß natürlicherweise jeden Gedanken, herrschen zu wollen, aufgeben. Er muß ihn deshalb aufgeben, weil es zwar, wie ein Weiser einmal viele Jahrhunderte vor Christus sagte, das eine gibt, die Menschheit sich selbst zu überlassen; aber die Menschheit zu regieren, das gibt es nicht. Jede Art des Regierens ist ein Mißgriff. Der Despotismus ist allen gegenüber ungerecht, auch gegenüber dem Despoten, der vermutlich zu besseren Dingen bestimmt war. Oligarchien sind ungerecht gegenüber den vielen, Diktaturen sind ungerecht gegenüber den wenigen. Man hat einmal große Erwartungen in die Demokratie gesetzt; aber die Demokratie ist nichts als ein Niederprügeln des Volkes selbst durch das Volk für das Volk. Dies hat man erkannt. Ich muß sagen: es war hohe Zeit, denn jede Art autoritärer Gewalt ist etwas Erniedrigendes. Die, welche Gewalt ausüben, werden nicht minder erniedrigt, denn jene, welche Gewalt erdulden. Wenn diese Ge-

walt heftig, brutal, grausam geübt wird, so bringt sie eben dadurch günstige Wirkung hervor, dadurch nämlich, daß sie den Geist des Aufruhrs und des Individualismus wachruft, der die Gewalt erstickt. Wird dagegen diese Gewalt mit einem gewissen Anschein von Güte geübt, werden Belohnungen und Preise ausgesetzt, dann wirkt sie furchtbar entsittlichend. Die Leute werden sich in diesem Falle weniger des furchtbaren Druckes, der auf ihnen lastet, bewußt, sie wandeln durch ihr Leben in einem gewissen sattzufriedenen Behagen, wie gut gehaltene Haustiere, ohne sich darüber klar zu werden, daß sie höchst wahrscheinlich die Gedanken anderer Menschen denken, nach den Anschauungen anderer Menschen leben, daß sie wirklich nur die abgelegten Kleider der andern tragen, daß sie niemals, auch nicht einen Augenblick, ganz sie selbst sind. „Wer frei sein will,“ sagt ein feiner Denker, „darf nie den andern gleich werden.“ Die autoritäre Gewalt aber, die zu einem solchen Gleichwerden nötigt, bringt unter uns eine sehr berbe Form übersättigten Barbarentums hervor.

Zugleich mit der autoritären Macht wird auch das Bestrafen hinwegfallen. Dies wird ein großer Gewinn sein — in der Tat, ein Gewinn von unberechenbarem Wert. Studiert man die Geschichte, nicht nach den purgierten Aus-

gaben, die für Gymnasialschüler hergerichtet werden, sondern nach den Originalwerken der betreffenden Zeit, so wird man tief deprimiert, nicht durch die Verbrechen, welche die Bösen begingen, sondern durch die Strafen, welche die Guten über sie verhängten; eine Gemeinschaft verroht weit mehr durch die landläufige, uns zur Gewohnheit gewordene Art der Bestrafung von Verbrechen, als durch diese selbst, die uns doch nur selten begegnen. Daraus ergibt sich klar: je mehr Strafen verhängt werden, desto mehr Verbrechen geschehen; die meisten modernen Gesetzgebungen haben dies deutlich anerkannt und es sich zur Aufgabe gestellt, das Bestrafen auf das möglichst geringe Maß zu beschränken. Wo immer die Strafen wirklich vermindert wurden, waren die Ergebnisse außerordentlich günstige. Je weniger Strafen, desto weniger Verbrechen. Bestraft man einmal überhaupt nicht mehr, dann wird folgerichtig auch das Verbrechen völlig zu existieren aufhören oder es wird, wenn es noch auftritt, von den Ärzten als eine sehr bedauerliche Form des Wahnsinns, die man durch sorgfältige und liebevolle Pflege zu heilen vermag, in Behandlung gezogen werden. Diejenigen, die man heutzutage Verbrecher nennt, sind keineswegs Verbrecher. Hunger, nicht Sünde erzeugt in unseren Tagen das Verbrechen. Darum sind

die Verbrecher, als Klasse betrachtet, vom psychologischen Standpunkt so völlig uninteressant. Sie sind keineswegs merkwürdige Macbeths und schreckliche Baurtrins. Sie sind nur, was die gewöhnlichen achtbaren Alltagsmenschen wären, wenn sie nicht genug zu essen hätten. Mit der Vernichtung des Privateigentums wird auch die Voraussetzung für Verbrechen hinwegfallen, diese werden sich nicht mehr als nötig erweisen, sie werden nicht mehr vorhanden sein. Doch sind natürlich nicht alle Verbrechen Verbrechen wider das Eigentum; allerdings bedroht das englische Gesetz, welches den Menschen mehr nach dem beurteilt, was er hat, als nach dem, was er ist, Eigentumsdelikte mit den schärfsten, schrecklichsten Strafen, vielleicht mit Ausnahme des Verbrechens des Mordes, wenn man den Tod für eine so grausame Strafe wie Gefängnißhaft hält, eine Anschauung, der unsere Verbrecher wohl kaum beistimmen. Auch jene Verbrechen, die nicht wider das Eigentum gerichtet sind, entspringen aus dem Elend, der Erbitterung, der Verzweiflung, Zuständen, die durch unser verfehltes privatwirtschaftliches System erzeugt werden, die verschwinden müssen, sobald dieses System vernichtet ist. Wenn jedes Mitglied der Gesellschaft seine Bedürfnisse zu befriedigen vermag und von den Mitmenschen unbehelligt gelassen wird, hat es auch seiner-

seits kein Interesse daran, die Mitmenschen zu behelligen. Neid, die Quelle so vieler Verbrechen des modernen Lebens, ist eine Empfindung, die mit unseren Begriffen von Eigentum auf das innigste zusammenhängt und unter der Herrschaft des Sozialismus und Individualismus aussterben wird. Bezeichnend ist, daß in kommunistischen Vereinigungen das Gefühl des Neides völlig unbekannt bleibt.

Da nun die Aufgabe des Staates nicht im Regieren besteht, könnte gefragt werden, worin denn die Aufgabe des Staates liege? Der Staat soll eine freie, die Arbeit organisierende Vereinigung, Erzeuger und Verteiler des Notwendigen sein. Sache des Staates ist es, die nützlichen Güter zu schaffen; Sache des Individuums ist es, das Schöne hervorzubringen. Und da ich einmal das Wort „Arbeit“ ausgesprochen habe, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken: es ist sehr viel sehr Törichtes über die Würde manueller Arbeit geschrieben und gesagt worden. Manuelle Arbeit ist keineswegs notwendigerweise etwas, das Würde verleiht, zumeist ist sie etwas völlig Erniedrigendes. Irgend etwas zu tun, das in einem nicht das Gefühl der Freude wachruft, ist geistig und sittlich demütigend zugleich, die meisten Arten der Arbeit sind aber völlig freudeleere Tätigkeiten und sollten als solche

betrachtet werden. Eine Straßenkreuzung durch acht Stunden des Tages bei wehendem Ostwind rein zu kehren, ist eine widerliche Beschäftigung. Aber die Straße mit geistiger, sittlicher Erhabenheit zu kehren, das scheint mir unmöglich. Die Straße mit Freude zu kehren, das wäre geradezu schrecklich. Der Mensch ist für Besseres auf der Welt, als für das Wegfegen des Schmutzes. Jede derartige Arbeit sollte durch Maschinen geleistet werden.

Ich zweifle auch nicht, daß dies einmal der Fall sein wird. Gegenwärtig ist der Mensch bis zu einem gewissen Grad der Sklave der Maschine gewesen, und es liegt etwas Tragisches in der Tatsache, daß er dem Hunger verfiel, sobald er eine Maschine für das Verrichten einer Arbeit erfand. Diese Tatsache ist jedoch nur das Ergebnis unserer Systeme des Privateigentums und des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes. Jemandeiner ist Eigentümer einer Maschine, welche die Arbeit von fünfhundert Menschen leistet. Fünfhundert Menschen sind dadurch arbeitslos geworden, sie fallen dem Hunger und dem Diebstahl anheim. Was die Maschine produziert, nimmt der eine für sich in Anspruch, behält es und besitzt solcherart fünfhundertmal mehr, als er besitzen sollte und als er vermutlich, dies ist von noch größerer Bedeutung, wirklich bedarf. Stünde die Maschine im Eigentum aller, so

wäre der durch die Maschine geschaffene Nutzen ein allgemeiner. Dies wäre für die Gemeinschaft von unabhäblichem Vorteil. Alle mechanische Arbeit, alle einförmige, stumpfsinnige Arbeit, jede widerliche Arbeit, die unter unerfreulichen Verhältnissen verrichtet wird, muß durch die Maschine geleistet werden. Die Maschine soll für uns in den Kohlenbergwerken arbeiten und alle sanitären Berrichtungen leisten, sie soll unsere Dampfer heizen, sie soll an regnerischen Tagen Botendienste tun und alles Häßliche, Widrige vollführen. Gegenwärtig konkurriert die Maschine mit dem Menschen. Unter geziemenden Verhältnissen wird sie dem Menschen dienen. Dies ist ohne Zweifel die Zukunft der Maschine, und wie die Bäume wachsen, während der Landwirt schläft, so wird die Menschheit sich vergnügen oder sich der vornehmen Muße erfreuen — Muße, nicht Arbeit, ist das Ziel des Menschen — oder wundervolle Schöpfungen genießen oder einfach die Welt mit Bewunderung und Entzücken betrachten, während die Maschine die notwendige, freudelose Arbeit besorgt. Tatsache ist: in kultivierten Zuständen bedarf man der Sklaven. Mit dieser Anschauung hatten die Griechen ganz recht. Insolange nicht Sklaven die häßlichen, schrecklichen, stumpfsinnigen Arbeiten verrichten, sind Kultur und Lebensbeschaulichkeit so ziemlich unmöglich. Die Versklavung

der Menschheit ist ein Verbrechen und zugleich ein unsicheres und entfittlichendes Beginnen. Von dem mechanischen Sklaventum, von dem Sklaventum der Maschine, hängt die Zukunft der Welt ab. Wenn Männer der Wissenschaft nicht länger genötigt sein werden, in die traurigen Quartiere des East-End hinabzusteigen und schlechten Kalao und noch schlechtere Wolldecken unter die hungernde Bevölkerung zu verteilen, werden diese Männer die frohe Muse finden, herrliche Dinge zu ihrer eigenen Freude und zur Freude der ganzen Welt zu ersinnen. Für jede Stadt, wenn es nötig sein sollte, für jedes Haus, wird man mächtige Kraftreservoirs errichten, diese Kraft wird man zu Wärme, Licht oder Bewegung, zu allen Lebensnotwendigkeiten spezifizieren. Ist dies utopisch gedacht? Eine Weltkarte, die das Land Utopia nicht in sich schließt, verdient diesen Namen nicht, denn ihr fehlt das einzige Land, darin der Traum der Menschheit ankert. Und wenn dieser Traum sich dort niedergesenkt hat, späht er wieder aus und hebt, sobald er ein reicheres Land vor sich sieht, dahin die Schwingen. Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien.

Ich habe also ausgeführt, daß die Gesellschaft durch ein organisiertes Maschinensystem die notwendigen Dinge herstellen wird, die schönen Dinge sollen durch das Individuum geschaffen werden. Dies ist nicht bloß eine

Notwendigkeit, es ist der einzig mögliche Weg, durch den wir beides zu erlangen vermögen. Ein Individuum, das für die Bedürfnisse der andern zu arbeiten hat, das auf deren Wünsche und Ansprüche zu achten genötigt ist, vermag sein Werk nicht mit Interesse zu vollführen, er vermag es nicht, in sein Werk sein Bestes hineinzulegen. Andernseits sinkt die Kunst in dem Augenblick, da eine Gemeinschaft oder irgendwelche regierende Gewalt einer solchen Gemeinschaft oder überhaupt eine Regierung dem Künstler Vorschriften zu machen versucht, oder sie nimmt stereotype Formen an, oder sie wird zu einer niedrigen, unvornehmen Art des Handwerks. Ein Kunstwerk ist das besondere Ergebnis eines besonderen Temperamentes. Die Schönheit des Kunstwerkes prägt sich eben darin aus, daß der Schöpfer ist, was er ist. Es hat nichts mit den Bedürfnissen der andern zu schaffen. In der That, in dem Augenblick, da ein Künstler auf die Bedürfnisse der andern zu achten beginnt und ihre Wünsche zu befriedigen trachtet, hört er auf, Künstler zu sein, er wird ein langweiliger oder unterhaltender Handwerker, ein ehrbarer oder unehrlicher Händler. Er hat fürder keinen Anspruch darauf, als Künstler zu gelten. Die Kunst ist die am höchsten gesteigerte Form des Individualismus, welche die Welt bisher kannte. Ich bin geneigt zu

glauben, es ist die einzige wirkliche Form des Individualismus, welche man bisher überhaupt kennen lernte. Das Verbrechen, von dem man etwa meinen könnte, es habe unter gewissen Umständen den Individualismus hervorgebracht, muß von andern Menschen Kenntnis nehmen und sich um diese bekümmern. Das Verbrechen gehört dem Bereich der Tätigkeiten an. Der Künstler allein kann ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, ohne irgendwelches Dazwischentreten ein herrliches Werk gestalten. Wenn er nicht zu seiner eigenen Freude formt, ist er überhaupt kein Künstler.

Es ist zu bemerken: eben die Tatsache, daß die Kunst eine gesteigerte Form des Individualismus bedeutet, zeitigt bei dem Publikum den Versuch, über die Kunst eine so unsittliche, wie lächerliche, so verderbliche, wie verächtliche Autorität zu üben. Die Schuld fällt nicht ganz dem Publikum zur Last. Das Publikum ist stets, in jedem Zeitalter, schlecht erzogen worden. Das Publikum hat immer von der Kunst Volkstümmlichkeit, Eingehen auf die ebengang und gäbe Geschmacksrichtung, das Umschmeicheln seiner lächerlichen Eitelkeit, das Aussprechen des oft Gesagten, die Darstellung des oft Dargestellten, woran es sich schon längst hätte satt sehen sollen, gefordert. Das Publikum will von der Kunst unterhalten werden, wenn es sich von zu üppigem Mahle beschwert

fühlt, es will sich von ihr zerstreuen lassen, wenn es der eigenen Dummheit müde geworden. Nun bin ich aber der Ansicht, die Kunst soll nie den Versuch, vollständig zu werden, unternehmen. Das Publikum sollte vielmehr versuchen, künstlerisch zu empfinden. Das ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Wenn man einem Manne der Wissenschaft sagen würde, die Resultate seiner Forschungen, die Schlußfolgerungen, zu denen er gelangte, müßten solcherart sein, daß sie den allgemein angenommenen Standpunkt, diese Materie betreffend, nicht widerlegen oder das allgemeine Vorurteil nicht zerstören oder die Empfindlichkeit jener nicht verletzen dürfen, die von der Wissenschaft nichts verstehen; wenn man einem Philosophen das Spekulieren in den höchsten Sphären des Denkens nur unter der Voraussetzung gestatten würde, daß er zu den selben Schlußfolgerungen gelange, zu denen diejenigen gelangt sind, die niemals in irgendwelcher Sphäre gedacht haben — nun, eine solche Zumutung würde den Mann der Wissenschaft und den Philosophen nur heiter stimmen. Gleichwohl sind es nur wenige Jahre her, daß man Philosophie und Wissenschaft einer rohen öffentlichen Kontrolle unterwarf, einer autoritären Gewalt in der That, der Autorität der allgemeinen Unwissenheit der Gemeinschaft oder dem Terrorismus und Machthunger einer geistlichen oder

weltlichen herrschenden Klasse. Wir sind jetzt bis zu einem sehr hohen Grade von jedem durch den Staat oder die Kirche oder durch die Regierung geübten Versuch, in den Individualismus des spekulativen Denkens einzubrechen, befreit, aber die Versuche, in den Individualismus der schöpferischen Kunst sich einzumengen, haben noch nicht aufgehört. Vielmehr sie haben nicht bloß nicht aufgehört, sie sind aggressiv, beleidigend und roh.

In England haben sich diejenigen Künste am besten frei zu machen gewußt, um die sich das Publikum nicht bekümmert. Die Lyrik ist ein Beispiel für meine Ansicht. Wir konnten in England eine überaus erlesene Lyrik hervorbringen, weil das Publikum dergleichen nicht liest und daher keinen Einfluß auf diese Kunst übt. Das Publikum schmäh't die Poeten mit Vorliebe, weil diese ein individuelles Leben führen, aber nachdem es ausgeschmäh't hat, läßt es sie in Frieden. Was den Roman und das Drama betrifft, Kunstformen, an welchen das Publikum Anteil nimmt, ist das Ergebnis der Volksautorität ein völlig lächerliches. Kein Land produziert so schlecht geschriebene schöne Literatur, solch platte ordinäre Nachwerke in Romanform, so einfältige, gemeine Theaterstücke wie England. Es kann gar nicht anders sein. Das Niveau des Volkstümlischen ist ein

solches, daß kein Künstler dahin zu gelangen vermag. Es ist zu leicht und zu schwer zugleich, ein volkstümlicher Romanschriftsteller zu werden. Es ist zu leicht — denn die Forderungen des Publikums an Erfindung, Stil, Psychologie, Lebens- und Literaturbeherrschung wenden sich an die geringsten Fähigkeiten, an den völlig unkultivierten Geist. Es ist zu schwer — denn der Künstler müßte, um solchen Wünschen zu genügen, seinem Temperament Gewalt antun, er dürfte nicht länger aus der künstlerischen Freude am Schreiben seine Werke verfassen, sondern nur zur Zerstreuung halb gebildeter Leute; er müßte seine Eigenart unterdrücken, seine Kultur vergessen, seinen Stil zerstören, alles Wertvolle, das ihn auszeichnet, tilgen. Was das Drama betrifft, so liegen hier die Dinge ein wenig günstiger: das Publikum, das unsere Theater besucht, liebt allerdings das platte, doch liebt es nicht das langweilige Genre. Burleske und Farce, diese beiden volkstümlichen Gattungen, sind vornehme Formen der Kunst. Im Gewande der Burleske und der Farce mag man ein entzückendes Werk auf die Szene stellen; bei Werken dieser Art erfreut sich der Künstler in England sehr großer Freiheit. Betrachtet man die höheren Formen des Dramas, dann merkt man sogleich das Ergebnis der Volksüberwachung. Eines haßt das Publikum zu-

nächst, nämlich Neuheit. Jeder Versuch, das Stoffgebiet der Kunst zu erweitern, ist dem Publikum höchst verhaßt, und doch beruht die Lebensfähigkeit und der Fortschritt der Kunst in sehr hohem Grade auf der steten Ausdehnung des Stoffkreises. Das Publikum haßt Neuheit, weil es davor erschrickt. Für das Publikum bedeutet jede Neuheit eine Form des Individualismus, ein starkes Betonen des Künstlers, daß er sich den Stoff selbst wählt und ihn auf eigene Art behandelt. Das Publikum hat mit seiner Stellungnahme völlig recht. Kunst ist Individualismus und Individualismus ist eine zerstörende, zersetzende Gewalt. Darin liegt sein unermesslicher Wert. Denn was der Individualismus zerstört, ist die Eintönigkeit des Typischen, die Sklaverei des Hergebrachten, die Tyrannei der Gewohnheit, das Herabdrücken des Menschen zur Maschine. In der Kunst läßt das Publikum das Vergangene gelten, weil es nicht zu ändern ist, keineswegs deshalb, weil es besonders geschätzt wird. Sie schlucken ihre Klassiker herab und finden daran niemals Geschmack. Sie lassen sie als etwas Unvermeidliches gelten und da sie diese nicht zu vernichten vermögen, schwätzen sie darüber. Seltsamer- oder gar nicht seltsamerweise, je nach dem Standpunkt, von dem aus man die Sache betrachtet, ruft dieses Geltenlassen der Klassiker sehr viel Schaden hervor. Die un-

kritische Bewunderung der Bibel und Shakespeares in England erweist diese, meine Anschauung. Was die Bibel belangt, so macht sich hier die kirchlich-autoritäre Gewalt geltend; ich brauche bei diesem Thema nicht zu verweilen.

Was aber Shakespeare betrifft, ist es ganz klar, daß das Publikum weder die Schönheiten noch die Mängel seiner Dramen wirklich erkennt. Würden die Leute die Schönheiten erkennen, dann könnten sie unmöglich der Entwicklung unseres Dramas widerstreben; würden sie die Mängel erkennen, dann könnten sie gleichfalls nicht dieser Entwicklung sich entgegenstellen. Gewiß ist, das Publikum benützt die Klassiker eines Landes nur als Mittel, den Fortschritt der Kunst zu unterbinden. Sie würdigen die Klassiker zu Autoritäten herab. Sie benützen diese als Knüttel, um den freien Ausdruck der Schönheit in neuen Formen zu verhindern. Sie fragen den Schriftsteller immer, warum er nicht wie irgendein anderer schreibt, oder den Maler, warum er nicht wie ein anderer malt, wobei sie ganz den Umstand vergessen, daß keiner von beiden, wenn er es täte, länger ein Künstler bliebe. Frische Blüte der Schönheit ist ihnen völlig verhaßt; wann immer eine solche erscheint, werden sie so böse und geraten so sehr in Verwirrung, daß sie sich stets der

beiden törichten Ausdrücke bedienen — des einen, das Kunstwerk habe keinen Sinn, des anderen, das Kunstwerk sei unmoralisch. Sie scheinen damit folgendes zu meinen: Wenn sie sagen, ein Werk sei völlig sinnlos, wollen sie damit ausdrücken, der Künstler habe etwas ausgesprochen oder getan, das herrlich und völlig neu ist. Wenn sie ein Werk als völlig unästhetisch bezeichnen, wollen sie damit betonen, der Künstler habe etwas Herrliches und Wahres ausgesprochen oder getan. Die zuerst erwähnte Bezeichnung bezieht sich auf den Stil, die zuletzt genannte auf den Stoff. Aber vermutlich bedienen sich die Leute dieser Worte ganz unklarerweise, wie der Mob sich der zum Gebrauch fertiggelämmerten Pflastersteine bedient. Es gibt beispielsweise keinen einzigen wirklichen Dichter oder Prosaschriftsteller in diesem Jahrhundert, dem das britische Publikum nicht feierlich das Diplom der Unmoral überreicht hätte. Solche Diplome bedeuten bei uns das Nämliche, wie in Frankreich die formelle Aufnahme in die Akademie; sie machen erfreulicherweise eine solche Einrichtung in England ganz überflüssig.

In der That, das Publikum ist sehr sorglos in dem Gebrauche dieses Wortes. Daß man Wordsworth einen unmoralischen Dichter nennen würde, konnte man voraussehen. Wordsworth war eben ein Dichter. Aber daß

man Charles Kingsley einen unmoralischen Romanschriftsteller nennt, ist merkwürdig. Kingsleys Prosa ist nicht von besonderer Feinheit. Doch ist das Wort nun einmal im Umlauf, und man macht davon den bestmöglichen Gebrauch. Der Künstler läßt sich natürlich dadurch nicht beirren. Der wirkliche Künstler glaubt an sich, weil er durchaus er selbst ist. Doch kann ich mir vorstellen, daß ein Künstler, der ein Kunstwerk hervorgebracht hat, welches in England sogleich bei seinem Erscheinen von dem Publikum, durch dessen Sprachrohr, die öffentliche Presse, als ein ganz vernünftiges und höchst moralisches Werk anerkannt wurde, sich ernsthaft fragen müßte, ob er sich in seiner Schöpfung wirklich selbst ausgedrückt habe und ob dieses Werk seiner Selbst nicht völlig unwert und etwa zweiten Ranges sei oder überhaupt keinen Kunstwert besitze.

Vielleicht tu' ich übrigens dem Publikum dadurch Unrecht, daß ich diesem nur Worte wie „unmoralisch“, „unverständlich“, „erotisch“ und „ungefund“ in den Mund lege. Es gibt da noch ein anderes Wort, das gerne gebraucht wird. Dieses Wort lautet „krankhaft“. Man bedient sich des Ausdrucks nicht häufig. Der Sinn ist ein so einfacher, daß man vor dem Gebrauche des Wortes zurückschrickt. Manchmal bedient man sich seiner dennoch und hier und da begegnet man ihm in verbreiteten

Zeitungen. Es ist wirklich lächerlich, dieses Wort auf ein Kunstwerk anzuwenden. Denn was ist Krankheit sonst als eine Gefühlsstimmung oder geistige Erregung, der man nicht Ausdruck zu geben vermag? Das Publikum ist in seiner Gesamtheit krankhaft, denn es findet für gar nichts den Ausdruck. Der Künstler ist nie krank. Er drückt alles aus. Er steht außerhalb seines Stoffes und bringt durch ihn unvergleichliche und künstlerische Wirkungen hervor. Einen Künstler krankhaft zu heißen, weil er das Krankhafte sich zum Thema genommen, ist so töricht, als wenn man Shakespeare wahnsinnig nennen würde, weil er den König Lear geschrieben hat.

Im ganzen ist es für einen Künstler in England nur von Vorteil, angegriffen zu werden. Dadurch wird seine Individualität gesteigert. Er wird noch vollkommener selbst. Allerdings sind die Angriffe sehr erb, sehr unverschämt und sehr verächtlich. Doch erwartet schließlich kein Künstler Anmut von vulgären Gehirnen oder Stil von dem Intellekt der Vorstadt. Gemeinheit und Dummheit sind zwei sehr lebendige Erscheinungsformen unseres modernen Lebens. Man muß das natürlich bebauern. Aber Gemeinheit und Dummheit sind nun einmal da. Sie sind Gegenstand des Studiums, wie alles andere. Und es muß geziemenderweise, was die Jour-

nalisten betrifft, anerkannt werden: sie bitten einen immer, wenn man ihnen im Privatleben begegnet, für das um Entschuldigung, was sie gegen einen öffentlich geschrieben haben. In den letzten Jahren hat der sehr begrenzte Wortschatz der Kunstschmähungen, der dem Publikum zu Gebote steht, durch zwei neue Objektiva Bereicherung erfahren. Das eine ist das Wort „ungefund“, das andere das Wort „erotisch“. Das zuletzt hervorgehobene drückt nur den Jorn des vergänglichen Pilzes wider die unsterbliche, entzündende und überaus liebliche Orchidee aus. Es ist ein Zoll der Anerkennung, aber einer Anerkennung ohne Bedeutung. Das Wort „ungefund“ jedoch läßt eine Analyse zu. Es ist ein ziemlich interessantes Wort. Es ist in der Tat so interessant, daß die Leute, die es gebrauchen, seinen Sinn nicht kennen.

Was ist damit gemeint? Was ist ein gesundes oder ein ungesundes Kunstwerk? Alle Bezeichnungen, mit denen man ein Kunstwerk bedenkt, beziehen sich — vorausgesetzt, daß man dabei irgendwie die Vernunft walten läßt — auf dessen Stil oder dessen Stoff oder auf beides. Vom Standpunkt des Stils ist ein gesundes Kunstwerk jenes, dessen Stil die Schönheit des angewandten Materials durchschimmern läßt, bestehe dieses Material nun aus Worten oder aus Bronze, aus Farbe

oder Elfenbein; das Werk nützt diese Schönheit als Mittel ästhetischer Wirkung. Vom Standpunkte des Stofflichen ist ein gesundes Kunstwerk jenes, bei dessen Stoffwahl nur das Temperament des Künstlers maßgebend ist, ein Werk, das ursprünglich aus ihm fließt. Mit einem Wort, ein gesundes Kunstwerk ist jenes, das die beiden Eigenschaften, Vollkommenheit und Persönlichkeit, vereint. Form und Inhalt können natürlich im Kunstwerk nicht gesondert werden, sie bilden eine Einheit. Aber zum Zweck der Analyse können wir die beiden verstandesmäßig trennen und die Einheitlichkeit des ästhetischen Eindrucks für einen Augenblick beiseite stellen. Ein ungesundes Kunstwerk ist dagegen ein solches Werk, dessen Stil platt, altmodisch und gemein ist, dessen Gegenstand willkürlich gewählt wurde, nicht weil der Künstler daran irgendwelche Freude fand, sondern weil er denkt, daß ihn das Publikum dafür bezahlen wird. In der That, der populäre Roman, den das Publikum gesund nennt, ist immer ein höchst ungesundes Gebilde; was man als ungesunden Roman bezeichnet, das ist stets ein herrliches und gesundes Kunstwerk.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich nicht einen Augenblick den Mißbrauch der Worte durch das Publikum und durch die öffentliche Presse bedauere. Ich sehe ein, daß

diese bei ihrem vollständigen Mangel an Einsicht in das Wesen der Kunst Worte unmöglich in dem richtigen Sinne gebrauchen können. Ich konstatiere bloß den Mißbrauch; die Erklärung für den Ursprung desselben und der Anschauung, die hinter alledem liegt, ist eine höchst einfache. Dies alles wurzelt in dem barbarischen Begriff der Autorität. Es hat in dem Unvermögen einer durch die Autorität verdorbenen Gemeinschaft, den Individualismus zu verstehen oder zu schätzen, seinen Grund. Kurz gesagt, dies alles rührt von dem ungeheuerlichen und unwissenden Wesen her, das man öffentliche Meinung nennt, einem Wesen, das schlimm und wohlgesinnt ist, wenn es Handlungen zu kontrollieren versucht, das aber schändlich und übelgesinnt wird, wenn es das Reich des Denkens oder der Kunst betrittelt.

In der Tat, man kann zugunsten der physischen Stärke des Publikums viel mehr vorbringen, denn zugunsten seiner ideellen Anschauungen. Jene mag nicht ohne Schönheit sein, die letzteren müssen albern erscheinen. Man hat oft gesagt, Stärke sei kein Beweis. Das hängt jedoch völlig von dem ab, was man beweisen will. Viele der wichtigsten Probleme der letzten Jahrhunderte, wie z. B. die Fortdauer des persönlichen Regimes in England oder des Feudalismus in Frankreich, sind völlig durch das Argument physischer Kraft

gelöst worden. Die Gewalt einer Revolution läßt das Volk einen Moment lang groß und glänzend erscheinen. Es war ein fataler Augenblick, da man erkannte, daß die Feder mächtiger sei, denn der Granit und daß diese Waffe wie der Stein zum Angriff dienen könne.

In diesem Augenblick spähte man nach dem Journalisten: man fand ihn, brachte ihn zur Entwicklung und schuf aus ihm den betrieb-samen, gut bezahlten Sklaven. Dies ist für beide Teile sehr bedauerlich. Hinter der Barrikade mag manches Vornehme und Heroische stehen. Aber was steht hinter dem Leitartikel anderes als Vorurteil, Dummheit, Heuchelei und Geschwätz? Wenn diese vier Mächte sich vereinigen, bilden sie zusammen eine furchtbare Gewalt und begründen das neue autoritäre System.

In früheren Jahren bediente man sich der Folter, jetzt bedient man sich der Presse. Das ist sicherlich ein Fortschritt. Aber es ist auch ein großes Übel, es schädigt und demoralisiert uns. Jrgendwer — war es Burke? — nannte den Journalismus den vierten Stand. Dies war ohne Zweifel seinerzeit richtig. Gegenwärtig ist aber der Journalismus tatsächlich der einzige Stand. Er hat die anderen drei völlig aufgefressen. Die weltlichen Lords reden nichts mehr, die geistlichen Lords haben nichts mehr zu reden, das Haus

der Gemeinen hat nichts zu sagen und sagt es. Wir werden durch den Journalismus beherrscht. In Amerika regiert der Präsident durch vier Jahre, und der Journalismus herrscht für ewige Zeiten. Zum Glück hat der Journalismus in Amerika seine autoritäre Macht bis zum derbsten und rohsten Extrem getrieben. Daraus ergab sich natürlich, daß er einen Geist des Widerspruchs hervorrief. Man amüsiert sich dort über den Journalismus oder wird davon abgestoßen, je nach dem Temperament. Aber er ist nicht mehr die Macht, die er vordem gewesen. Man nimmt ihn nicht mehr ernst. In England, wo sich der Journalismus, von wenigen wohlbekannten Fällen abgesehen, nicht zu solchen Exzessen der Roheit hinreißen ließ, bildet er noch einen wesentlichen Faktor, eine sehr beachtenswerte Macht. Die tyrannische Herrschaft, die sich der Journalismus über das Privatleben des einzelnen anmaßt, scheint eine ganz außerordentliche. Das Publikum ist eben von unersättlicher Neugierde erfüllt, alles Erdenkliche zu erfahren, außer das Erfahrenswerte. Der Journalismus, der dies weiß, erfüllt in richtiger Geschäftskennntnis dieses Verlangen. In früheren Jahrhunderten nagelte man die Ohren von Journalisten an Pumpen. Das war sehr häßlich. In unserem Jahrhundert haben die Journalisten ihre eigenen Ohren

an die Schlüssellocher genagelt. Das ist weit ärger. Das Übel wird noch dadurch verschlimmert, daß diejenigen Journalisten, die am meisten Tadel verdienen, keineswegs die unterhaltenden Zeitungsschreiber sind, die für die sogenannten ‚Tratschblätter‘ arbeiten. Den meisten Schaden richten die ernsthaften, gedankenschweren, würdigen Journalisten an, die heutzutage feierlich irgendein kleines, nebensächliches Ereignis aus dem Privatleben eines großen Staatsmannes, eines Mannes, der in politischen Fragen den Ton angibt und die politische Macht begründet hat, vor den Blick des Publikums zerren, das Publikum einladen, dieses Ereignis zu besprechen, sich darüber ein Urtheil anzumessen, darüber eine Meinung abzugeben und nicht bloß eine theoretische Meinung, — sondern sie auffordern, selbst handelnd einzuschreiten, dem Staatsmann in jeder Richtung Vorschriften zu erteilen, seiner Partei, seinem Vaterlande vorzuschreiben, sich in der That lächerlich, tränkend und schädlich zu erweisen. Von dem Privatleben eines Mannes oder einer Frau sollte das Publikum nichts erfahren. Dies geht das Publikum durchaus nichts an. In Frankreich ist man in diesen Dingen besser daran. Dort gestattet man die Veröffentlichung der Einzelheiten eines Ehescheidungsprozesses, die zur Unterhaltung oder zum kritischen Durchhecheln seitens des Publi-

kums dienen sollen, nicht. Dort erfährt das Publikum nur, daß die Scheidung ausgesprochen wurde und zwar über Verlangen des einen oder des anderen Theiles oder beider Ehegatten. In Frankreich zieht man dem Journalisten Grenzen und gewährt dafür dem Künstler fast absolute Freiheit. Hierzulande genießt der Journalist absolute Freiheit, dagegen wird der Künstler eingeschränkt. Die öffentliche Meinung in England versucht stets, das muß gesagt werden, den Schöpfer wahrhaft herrlicher Dinge zu fesseln, zu hindern, zu knechten und zwingt den Journalisten, häßliche oder abstoßende, empörende Dinge umständlich zu erzählen, so daß wir tatsächlich die ernsthaftesten Journalisten von der Welt und die unanständigsten Zeitungen besitzen. Es ist nicht übertrieben, von einem Zwang zu sprechen. Es gibt möglicherweise einige Journalisten, denen das Publizieren schauerlicher Geschichten wirklich Freude bereitet, oder die, arme Teufel, nach Skandalaffären ausspähen, denn diese bilden eine Art steter Grundlage für ein Einkommen. Aber es gibt andere Journalisten, ich empfinde das deutlich, Männer von Erziehung und Bildung, die nur mit wirklichem Widerwillen derartiges veröffentlichen, die das Unwürdige einer solchen Handlungsweise kennen und diese nur deshalb begehen, weil die ungesunden Verhältnisse, unter denen ihr Beruf geübt wird, sie nötigt,

die Wünsche des Publikums zu erfüllen, und zwar, um den Konkurrenzkampf mit den anderen Journalisten zu bestehen, in einer das rüde Gelüste des Volkes möglichst zufriedensstellenden Weise. Eine solche Stellung ist für jeden Menschen von Erziehung höchst erniedrigend; ich zweifle nicht, daß die meisten dies empfinden.

Wie dem auch immer sei, lassen wir die sehr schmutzige Seite dieses Gegenstandes nunmehr außer acht, kehren wir zu der Frage der öffentlichen Aufsicht über das Gebiet der Kunst zurück: darunter versteh' ich die öffentliche Meinung, die dem Künstler die Form vorschreibt, deren er sich zu bedienen hat, die Art und Weise wie und das Material, aus dem sein Werk hergestellt werden soll. Ich habe ausgeführt, daß in England diejenigen Künste sich am besten frei zu machen wußten, an denen das Publikum keinen Anteil nahm. Das Publikum nimmt aber an dem Drama Anteil, und da ein gewisser Fortschritt während der letzten zehn oder fünfzehn Jahre im Drama zu verzeichnen ist, dürfte es nicht unwichtig sein, zu betonen: dieser Fortschritt ist nur wenigen individuellen Künstlern zu danken, die es ablehnten, sich der Geschmacksvorschrift des Volkes als Richtschnur anzubequemen und die Kunst nur als Gegenstand der Nachfrage und des Angebots zu betrachten. Mit seiner wun-

dervollen und lebendigen Persönlichkeit, mit einem wirklich farbenüppigen Stil, mit seiner außerordentlichen Gabe, nicht nur der Nachahmung, sondern des Erfindens und geistigen Schaffens wäre Mr. Irving — hätte er sich bloß zum Ziele gesetzt, die Wünsche des Publikums zu befriedigen — imstande gewesen, die gemeinsten Stücke in der gemeinsten Manier zu verfertigen und damit so viel Erfolg und Geld zu ernten, als er sich nur immer wünschen mochte. Dies aber war keineswegs sein Ziel. Sein Ziel war, zu seiner Vollendung als Künstler unter bestimmten Voraussetzungen und in bestimmten Kunstformen zu gelangen. Zuerst hat er sich an die wenigen gewandt: jetzt hat er die vielen erzogen. Er hat im Publikum beides geweckt: Geschmack und Temperament. Das Publikum weiß seinen künstlerischen Erfolg außerordentlich zu schätzen. Ich frage mich gleichwohl oft verwundert, ob es den Leuten klar wird, daß dieser Erfolg lediglich der Tatsache zu danken ist, daß Irving nicht ihren Standpunkt einnahm, sondern seinen eigenen behauptet hat. Wäre ihr Niveau maßgebend gewesen, dann wäre aus dem Lyzeum-Theater eine Schaubude zweiten Ranges geworden, wie es gegenwärtig einige volkstümliche Theater in London sind. Ob die Leute das nun einsehen oder nicht, sicher ist, Geschmack und Temperament wurden bis zu einem gewissen Grad im Publikum ge-

weckt; das Publikum ist also imstande, solche Eigenschaften zu entfalten. Daraus erwächst das Problem: warum wird das Publikum nicht kultivierter? Die Fähigkeit ist vorhanden. Was hindert die Leute daran?

Was sie daran hindert, ich muß es wiederholen, ist ihr Wunsch, über den Künstler und über Kunstwerke autoritäre Gewalt zu üben. Einzelne Theater, wie das Enzeum- und das Haymarket-Theater, scheint das Publikum wirklich in der geeigneten Stimmung aufzusuchen. In beiden Theatern hat es individuelle Künstler gegeben, die es zuwege brachten, unter ihren Zuhörern — und jedes Londoner Theater hat seinen eigenen Preis von Zuhörern — jenen Zustand der Seele wachzurufen, an den sich die Kunst wendet. Und was ist dies für ein Zustand? Es ist der Zustand der Empfänglichkeit. Das ist alles.

Wer sich einem Kunstwerk irgendwie mit der Absicht nähert, über das Werk und den Künstler autoritäre Gewalt zu üben, naht dem Werk in einem Geiste, der es ihm unmöglich macht, irgendwelchen Eindruck von dem Werk überhaupt zu gewinnen. Das Kunstwerk soll den Betrachter zu sich zwingen: nicht der Betrachter das Kunstwerk. Der Betrachter soll empfänglich sein. Der Betrachter soll die Geige sein, darauf der Meister zu spielen hat. Und je völliger der Betrachter seine eigenen, ge-

meinen Ansichten, seine eigenen, albernen Vorurteile, seine lächerlichen Anschauungen über das, was die Kunst bedeuten oder nicht bedeuten sollte, zu unterdrücken vermag, desto tauglicher wird er, das Kunstwerk zu erfassen und zu würdigen. Die Richtigkeit dieser Meinung liegt, insoweit es sich um das englische Durchschnittspublikum, Männlein und Weiblein, handelt, klar auf der Hand. Sie gilt aber nicht minder für die sogenannten „Gebildeten“. Denn die Vorstellungen des Gebildeten über die Kunst sind natürlich aus deren Vergangenheit geschöpft, während doch das neuentstandene Werk seine Schönheit eben durch jenes Neuartige gewinnt, das die Kunst niemals bisher gewesen; daran das Richtmaß der Vergangenheit zu legen, heißt, es mit einem Richtmaße messen, von dessen Überwindung die wahre Vollendung der Kunst abhängt. Eine Natur, die, mit Hilfe der Phantasie und in ihrer Sphäre, neue und herrliche Eindrücke zu empfangen vermag, nur eine solche Natur ist imstande, ein Kunstwerk zu schätzen. Dies gilt für das richtige Genießen der Bildhauerkunst und der Malerei, es gilt noch mehr für das Genießen solcher Künste, wie das Drama. Denn Gemälde und Statue stehen nicht im Kampf mit der Zeit. Die Zeitfolge ist für sie ohne Belang. Ihre Einheit kann in einem Augenblick erfaßt werden. Was jedoch die

Literatur betrifft: hier ist dies alles anders. Ehe die Einheit der Wirkung erreicht wird, muß Zeit verfließen. Und so mag in dem ersten Akt eines Dramas irgend etwas vorgehen, dessen wirkliche künstlerische Bedeutung dem Zuhörer erst im dritten oder vierten Akt klar wird. Soll da der einfältige Kerl wütend werden und schimpfen, das Spiel stören und die Künstler belästigen? Nein, der Bieder- mann soll schön ruhig dazusitzen und die entzückenden Empfindungen der Überraschung, der Neugier, der Spannung kennen lernen. Er soll in das Theater gehen, um eine künstlerische Empfindung zu durchleben. Er soll nicht in das Theater gehen, um seine Alltagsstimmung los zu werden. Er soll das Theater besuchen, um künstlerisches Temperament zu gewinnen. Er ist nicht der Richter des Kunstwerkes. Er ist lediglich Zuschauer, dem man das Betrachten eines Werkes gestattet, einer, der im Schauen eines erlesenen Werkes sein ganzes Selbst, das auf ihm lastet, zu vergessen hat — das Selbstgefühl seiner Unwissenheit, das Selbstgefühl seiner Bildung. Diese Besonderheit des Dramas ist wohl noch kaum genugsam gewürdigt worden. Ich verstehe sehr wohl, daß unser modernes Londoner Publikum, führte man ihn „Macbeth“ zum erstenmal vor, gegen die Einführung der Hexen mit ihren grotesken Redewendungen und ihren

lächerlichen Worten zum großen Teil sehr entschieden Stellung nehmen würde. Doch wenn das Stück zu Ende gelangt ist, merkt man: das Gelächter in „Macbeth“ ist nicht minder furchtbar, denn das Gelächter des Wahnsinns in „Lear“, es ist noch furchtbarer, denn das Lachen des Jago in der Tragödie des Mohren. Kein Kunstbetrachter bedarf der Stimmung der Empfänglichkeit mehr denn der Zuschauer eines Dramas. In dem Augenblick, da er autoritäre Gewalt zu üben versucht, wird er der ausgesprochene Feind der Kunst und seiner selbst. Die Kunst kümmert sich nicht darum. Er selbst ist es, der darunter leidet.

Um den Roman ist es nicht anders bestellt. Die Autorität des Volkes und das Anerkennen dieser Volksautorität sind verhängnisvoll. Thackerays „Esmond“ ist ein wundervolles Kunstwerk, weil der Dichter es nur zu seinem eigenen Vergnügen hinschrieb. In seinen anderen Romanen, in „Pendennis“, „Philip“, zuweilen selbst in „Vanity Fair“, scheint er sich des Publikums allzu bewußt zu werden; er verdirbt seine Schöpfung dadurch, daß er sich an die Sympathien des Publikums wendet oder sich darüber direkt lustig macht. Ein wahrer Künstler nimmt von dem Publikum keinerlei Notiz. Das Publikum existiert nicht für ihn. Er hat keine mohnbestreuten oder honigsüßen Kuchen, um dem Ungetüm Schlum-

mer oder Unterhaltung einzulösen. Dies überläßt er den vollstümlichen Romanschriftstellern. Wir haben jetzt in England einen unvergleichlichen Romandichter, Herrn George Meredith. Es gibt in Frankreich feinere Artisten, aber Frankreich hat keinen Dichter, dessen Lebensblich so weit, so wechselnd, so be-
zwingend-echt wäre. Es gibt in Rußland Erzähler, die lebhaftere Empfindung für die Darstellung des Leidens besitzen. Merediths Domäne bleibt das philosophische Element in der Dichtung. Seine Figuren leben nicht bloß, sie führen ein geistiges Dasein. Man erblickt sie von unendlich vielen Standpunkten aus. Sie wirken suggestiv. Seele lebt in ihnen, webt um sie. Sie geben Aufschlüsse und sind symbolisch. Und er, der sie gebildet hat, diese Figuren in ihrer wundervoll-hurtigen Beweglichkeit, hat sie zu seiner eigenen Freude geschaffen, er hat nie bei dem Publikum um dessen Wünsche angefragt, sich nie darum bekümmert; er hat dem Publikum niemals gestattet, ihm Vorschriften zu erteilen oder ihn irgendwie zu beeinflussen; er ging darauf aus, seine eigene Persönlichkeit zu vertiefen, sein eigenes individuelles Werk hervorzubringen. Zuerst gesellte sich niemand zu ihm. Das bekümmerte ihn nicht. Dann kamen die wenigen. Das hat ihn nicht verändert. Jetzt ist die

Menge gekommen. Er ist der nämliche geblieben. Er ist ein unvergleichlicher Erzähler.

Mit den dekorativen Künsten steht es nicht anders. Das Publikum hält mit wirklich pathetischer Zähigkeit an dem fest, was ich als Überlieferung der großen Ausstellungen internationaler Gewöhnlichkeit betrachte, Überlieferungen, die in ihren Folgen schrecklich waren: die Häuser, in denen man lebte, waren wirklich nur für Blinde bewohnbar. Man begann schöne Dinge herzustellen, die Hand des Färbers lieferte herrliche Farben, herrliche Muster erfannt der Geist des Künstlers, man wies auf den Nutzen dieser schönen Dinge, auf deren Wert und Bedeutung hin. Das Publikum war darüber sehr ungehalten. Es verlor seine gute Laune. Es redete Unsinn. Niemand kümmerte sich darum. Niemand erschien deshalb um ein Jota geringer, niemand beugte sich der Macht öffentlicher Meinung. Und gegenwärtig ist es fast unmöglich, in ein modernes Haus zu treten, ohne irgendwie den Spuren der Schätzung guten Geschmacks, des Wertes der anmutigen Umgebung, einer Spur von Schönheit zu begegnen. Heutzutage sind die Wohnhäuser wirklich in der Regel ganz reizend. Man ist bis zu einem gewissen sehr hohen Grade kultiviert geworden. Allerdings muß festgestellt werden: der außerordentliche Erfolg der Umsturzbewegung, die sich wider die herkömmliche Aus-

schmückung des Heims, des Hausgerätes und dergleichen richtete, ist nicht der Mehrzahl des Publikums zu verdanken, das etwa in diesen Dingen so erlesenen Geschmack entwickelt hätte. Man dankt ihn vor allem dem Umstande, daß die Handwerker das Vergnügen, Schönes hervorzubringen, zu schätzen wußten; in ihnen selbst wurde ein so lebhaftes Bewußtsein der Häßlichkeit und Gewöhnlichkeit, die sich in den bisherigen Wünschen des Publikums aussprach, rege, daß sie einfach das Publikum aushungerten. Es wäre gegenwärtig ganz unmöglich, einen Raum so auszugestalten, wie man Räume noch vor wenigen Jahren auszugestalten pflegte, ohne jedes Stück in einer Auktion gebrauchter Möbel aus irgendeiner Herberge dritten Ranges erstehen zu müssen. Sachen dieser Art werden nicht mehr hergestellt. Wie sehr sich die Leute auch dagegen stemmen, ihre Umgebung kann nicht mehr ohne Anmut bleiben. Zu ihrem Heil hat ihre Autoritätsanmaßung in diesen Kunstzweigen nichts auszurichten vermocht.

Es leuchtet also ein, daß jede Art der autoritären Wirkung in diesen Dingen von Übel ist. Manchmal fragen die Leute, unter welcher Regierungsform ein Künstler am angemessensten lebe. Darauf gibt es nur eine Antwort: für den Künstler existiert nur eine angemessene Form der Regierung: nämlich gar

keine. Es ist lächerlich, über ihn und seine Kunst Autorität zu üben. Man hat behauptet, daß Künstler unter der Herrschaft des Despotismus erfreuliche Werke hervorgebracht haben. Dies ist nicht ganz richtig. Künstler haben Despoten aufgesucht, keineswegs als Untertanen, um sich tyrannisieren zu lassen, sondern als wandernde Wunder-Wirker, als Vaganten von entzückender Persönlichkeit, um gastlich aufgenommen und umschmeichelt zu werden und um die Ruhe des Schaffens zu gewinnen. Zugunsten des Despoten ist zu sagen, daß dieser vielleicht als ein Einzelner Kultur besitzt, während diese dem Mob, als einem Ungeheuer, völlig fehlt. Ein Kaiser und König mag sich bücken, dem Maler den Pinsel aufzuheben, wenn sich aber die Demokratie bückt, tut sie es nur, um Kot zu werfen. Und doch braucht sich die Demokratie nicht so tief wie der Kaiser zu bücken. Sie braucht sich, wenn sie Kot werfen will, überhaupt nicht zu bücken. Doch besteht keine Notwendigkeit, zwischen dem Monarchen und dem Pöbel zu unterscheiden. Jede Autorität ist in gleicher Weise ein Übel.

Es gibt eine dreifache Art des Despotismus. Den Despoten, der über den Leib tyrannische Herrschaft übt, den Despoten, der die Seele tyrannisiert, den Despoten, der Seele und Leib zugleich tyrannisch beherrscht. Den zuerst Genannten heißt man den Fürsten. Den

zweiten nennt man den Papst, den dritten heißt man das Volk. Der Fürst mag Kultur besitzen. Manchen Fürsten war sie zu eigen. Doch droht vom Fürsten her Gefahr. Man denkt an Dante auf dem bitteren Feste in Verona, an Tasso in der Tollhauszelle Ferraras. Es ist für den Künstler besser, nicht in der Umgebung von Fürsten zu leben. Dem Papst ist vielleicht Kultur eigen. Manche Päpste besaßen sie; die schlechten Päpste waren Männer von Kultur. Die schlechten Päpste liebten die Schönheit so leidenschaftlich, ja mit solcher Leidenschaft, wie die guten Päpste das Denken haßten. Der schlimmen Gesinnung der Päpste dankt die Menschheit vieles. Die guten Päpste haben der Menschheit viel Schreckliches aufgeladen. Obwohl der Vatikan die Rhetorik seines Donnerens bewahrte und die Rute seiner Blicke verloren hat, ist es für den Künstler besser, nicht in der Umgebung der Päpste zu leben. Ein Papst war es, der zu einem Konklave der Kardinäle sich über Cellini äußerte: das für alle geltende Gesetz, die über alle geübte Macht sei nicht für seinesgleichen geschaffen. Doch war es ein Papst, der Cellini in das Gefängnis warf und ihn dort so lange verwahrte, bis er in Wahnsinn ausbrach, unwirkliche Visionen aus sich heraus gebar und sich in die Sonne, die sein Gemach vergoldete, so sehr verliebte, daß er den Plan zur Flucht faßte, von Turm zu

Turm troch, in der Dämmerung schwindlig von der Höhe fiel und sich verlegte. Er ward von einem Winzer mit Weinlaub bedeckt und in einem Karren zu einem Beschützer der Künste gebracht, der sich seiner annahm. Von den Päpsten her droht Gefahr. Was aber das Volk betrifft — ist über dessen autoritäre Gewalt etwas zu bemerken? Vielleicht ist über das Volk und dessen Autorität schon genug gesprochen worden. Die Autorität des Volkes ist etwas Blindes, Dumpfes, Häßliches, Groteskes, Tragisches, Amüsantes, Ernsthaftes und Obscönes. Es ist für den Künstler unmöglich, mit dem Volk zu leben. Jeder Despot besticht. Das Volk besticht und brutalisiert. Wer hat sie gelehrt, Autorität zu üben? Sie waren geschaffen, zu leben, zu lauschen und zu lieben. Irgendwer hat ihnen großes Unrecht zugefügt. Sie haben sich selbst dadurch geschädigt, daß sie ihre Untergebenen nachahmten. Sie haben das Scepter des Fürsten an sich gerissen. Wie sollten sie imstande sein, es zu gebrauchen? Sie haben die dreifache Tiara des Papstes ergriffen. Wie sollten sie ihre Last zu tragen vermögend sein? Sie gleichen dem Clown mit einem gebrochenen Herzen. Sie gleichen dem Priester, dessen Seele noch nicht geboren ward. Wer die Schönheit liebt, mag das Volk bemitleiden. Wenn es schon die Schönheit selbst nicht

liebt, mag es doch mit sich selbst Mitleid hegen.
Wer lehrte das Volk die Kniffe der Tyrannen?

Es wäre noch vielerlei darüber zu sagen. Man könnte ausführen, wie die Renaissance dadurch zu ihrer Größe gelangte, daß sie sich nicht bestrebte, ein soziales Problem zu lösen, daß sie sich um Dinge dieser Art überhaupt nicht bekümmerte, sondern das Individuum in Freiheit und Schönheit und Natürlichkeit sich entfalten ließ und so große und individuelle Menschen hervorbrachte. Man könnte auf Ludwig XIV. hinweisen, der den modernen Staat schuf und dadurch den Individualismus des Künstlers zertrümmerte, der den Dingen durch die Einförmigkeit ihrer Wiederholung den Reiz nahm, sie verächtlich machte durch ihr Übereinstimmen mit der Regel und in ganz Frankreich die feine Freiheit des Ausdrucks ertötete, die das Überlieferte zu neuer Schönheit umgeformt, neue Gebilde in Übereinstimmung mit der Antike geschaffen hatte. Aber die Vergangenheit ist ohne Bedeutung, Gegenwart ist ohne Gewicht. Die Zukunft allein schwebt unserer Sorge vor. Was du warst, wärest du besser nie gewesen. Was du bist, solltest du nicht sein. Was wirst du werden, fragt sich allein der Künstler.

Es wird natürlich gesagt werden, daß ein solcher Plan, wie er hier dargelegt wurde, etwas völlig Unpraktisches ist und wider die Natur

des Menschen läuft. Dies ist völlig richtig: ein solcher Plan ist unpraktisch und läuft wider die menschliche Natur. Und eben deshalb verdient er ausgeführt zu werden, eben deshalb schlägt man ihn vor. Denn was ist ein praktischer Plan? Ein praktischer Plan ist ein solcher, der entweder bereits besteht oder der unter den gegenwärtigen Verhältnissen ausgeführt werden könnte. Aber gerade die gegenwärtigen Verhältnisse sind es, die man bekämpft; und jeder Plan, der sich den gegenwärtigen Verhältnissen anpaßt, ist schlecht und unsinnig zugleich. Diese Verhältnisse werden abgeschafft werden, das Wesen des Menschen wird sich verändern. Man weiß über das Wesen des Menschen eben nur eines mit Sicherheit: daß es sich verändert. Veränderlichkeit ist die einzige Eigenschaft, die wir von ihm zu behaupten vermögen. Jene Systeme irren, die auf der Beständigkeit menschlichen Wesens beruhen, nicht auf seinem Wachstum und seiner Entwicklung. Der Irrtum Ludwigs XIV. bestand darin, daß er meinte, die menschliche Natur bleibe stets die gleiche. Das Ergebnis dieses Irrtums war die französische Revolution. Es war ein wundervolles Ergebnis. Alle Ergebnisse aus Irrtümern der Regierungen sind ganz wundervoll.

Es muß noch bemerkt werden: der Individualismus tritt nicht mit irgendwelchem

matten Geschwätz über Pflichten an uns heran, die gewöhnlich nur den Sinn haben, daß man das tun soll, was die andern wollen, weil sie es wollen; noch mit dem abscheulichen Geschwätz von Selbstaufopferung, diesem Überbleibsel der barbarischen Sitte der Selbstverstümmelung. Der Individualismus naht in der That dem Menschen keineswegs mit irgendwelchen wider ihn gerichteten Forderungen. Er entspringt natürlicher- und unvermeidlicherweise aus dem Menschen selbst. Zu diesem Punkt strebt alle Entwicklung hin. Zu dieser Differenzierung wächst sich jeder Organismus aus. Er bedeutet die Vollendung, die in jeder Lebensform schlummert, zu der sich jede Lebensform hin entwickelt. So übt der Individualismus keinen Zwang auf den Menschen. Im Gegenteil, er verkündet dem Menschen, dieser solle es nicht dulden, daß irgendein Zwang auf ihn geübt werde. Er versucht nicht, die Menschen zum Gutwerden zu zwingen. Er weiß, die Menschen sind gut, wenn man sie nur in Frieden beläßt. Der Mensch wird den Individualismus aus sich selbst heraus entwickeln. Der Mensch entwickelt solcherart jetzt den Individualismus. Die Frage, ob der Individualismus etwas Praktisches ist, gleicht der Frage, ob die „Entwicklung“ praktisch ist. Entwicklung heißt das Geseß des Lebens, und es gibt keine andere Entwicklung denn zum Individualis-

mus hin. Wo sich diese Tendenz nicht ausdrückt, liegt immer künstlich aufgehaltenes Wachstum vor, Krankheit oder Tod.

Der Individualismus wird auch selbstlos und ungekünstelt sein. Es ward ausgeführt: das Ergebnis der außerordentlichen Tyrannei der autoritären Gewalt trete darin zutage, daß die Worte völlig in ihrer natürlichen und einfachen Bedeutung verkehrt wurden, daß man diese jetzt dazu mißbrauche, das Gegenteil ihres natürlichen Sinnes zu besagen. Was in der Kunst für wahr gilt, bleibt auch für das Leben wahr. Man nennt jetzt einen Menschen, der sich nach seiner Laune kleidet, gekünstelt. Aber wer solches tut, handelt in völlig natürlicher Weise. Künstlichkeit liegt hier darin, daß man sich völlig nach dem Geschmack seiner Mitmenschen kleidet, einem Geschmack, der vermutlich, da er ja der Mehrzahl eigentümlich scheint, ein außerordentlich törichter ist. Oder man nennt den Menschen selbstlich, wenn er sein Leben auf eine Art führt, die ihm zur vollen Betätigung seiner eigenen Persönlichkeit am meisten geeignet dünkt; vorausgesetzt, daß Selbstentwicklung das erste Ziel seines Lebens bildet. Aber jeder sollte sein Leben auf solche Weise einrichten. Selbstsucht besteht nicht darin, daß man sein Leben nach eigenem Gutdünken lebt, sondern darin, daß man von andern die eigne Lebensführung erwartet.

Selbstlosigkeit bekundet man nur, indem man die andern in Frieden läßt und sich nicht in ihr Tun mengt. Selbstsucht ist immer bestrebt, um sich herum eine völlige Gleichheit des Typus hervorzurufen. Die Selbstlosigkeit erkennt das Reizvolle der unendlichen Mannigfaltigkeit der Typen an, akzeptiert sie, gibt sich damit zufrieden und freut sich darüber. Es ist keineswegs selbstüchtig, auf seine Weise zu denken. Wer nicht auf seine Weise denkt, denkt überhaupt nicht. Es ist äußerst selbstisch, von dem Mitmenschen zu verlangen, daß dieser in derselben Richtung wie er denke, dieselben Meinungen hege. Warum sollte er dieses? Wenn er nicht zu denken vermag, ist es lächerlich, von ihm Gedanken welcher Art immer zu verlangen. Eine rote Rose ist nicht selbstüchtig, weil sie eine rote Rose sein will. Es wäre schrecklich selbstüchtig, wenn sie von allen anderen Blumen des Gartens heischen würde, daß diese zugleich rot und Rosen seien. Unter der Herrschaft des Individualismus werden die Leute aus sich heraus völlig selbstlos sein, sie werden die Bedeutung der Worte kennen und diese in ihrem eigenen freien, herrlichen Dasein zur Betätigung bringen. Auch werden die Menschen nicht länger Egoisten sein, wie sie es jetzt sind. Denn ein Egoist ist: wer wider die andern Forderungen erhebt; der Individualist dagegen wird dies keineswegs tun. Es wird ihm

kein Vergnügen bereiten. Wenn der Mensch einmal den Individualismus verwirklicht hat, dann wird er auch das Mitgefühl verwirklichen und dieses frei und ursprünglich betätigen. Gegenwärtig besitzt der Mensch noch kaum veredeltes Mitgefühl. Er empfindet bloß mit dem Leiden, und diese Form des Mitgefühls ist keineswegs die höchste. Jedes Mitgefühl ist etwas Vornehmes, aber die am wenigsten vornehme Nuance ist: Mitgefühl mit dem Leiden. Es ist durch Egoismus besleckt. Es trägt den Keim der Krankheit in sich. Es liegt darin auch eine gewisse Angst für die eigene Sicherheit. Wir fürchten, selbst in den gleichen Zustand wie die Ausfägigen oder der Blinde zu geraten; wir fürchten, daß dann niemand für uns sorgen werde. Es enthält auch eine seltsame Begrenztheit. Man sollte mit der Fülle des Lebens empfinden, nicht bloß mit dessen Sorgen und Krankheiten, sondern mit der Bejahung, Schönheit, Kraft, Gesundheit und Freiheit des Daseins. Je weiter das Mitgefühl reicht, desto schwerer ist dies natürlich. Es verlangt mehr Selbstlosigkeit. Jedermann vermag mit den Kümernissen eines Freundes zu empfinden, aber es setzt ein erlebtes Wesen voraus — es setzt in der That das Wesen eines echten Individualisten voraus —, an dem Erfolg eines Freundes teilzunehmen. In dem mo-

bernen Ungefüg der Konkurrenz, in dem Kampf um den Platz im Leben findet sich natürlich solche Teilnahme selten, sie wird auch sehr durch das unsittliche, jetzt allgemein verbreitete Ideal der Gleichförmigkeit des Typus, durch das Unterworfensein unter die Regel erstickt, ein Ideal, das jetzt vielleicht am schädlichsten in England wirkt.

Mitgefühl mit dem Leiden wird selbstverständlich immer bestehen. Es ist einer der primären Instinkte des Menschen. Die Tiere, die individuell sind, die höher organisierten Tiere, teilen diese Empfindung mit uns. Aber man muß hier erinnern: das Mitfühlen mit der Freude steigert die Summe der Lebensfreudigkeit in der Welt, das Mitgefühl mit dem Leiden dagegen verringert keineswegs die Fülle des Leidens. Der Mensch mag dadurch übel leichter ertragen, das Übel selbst bleibt. Mitgefühl mit den Opfern der Schwindsucht heilt die Schwindsucht nicht. Dies ist Aufgabe der Wissenschaft. Wenn einmal der Sozialismus das Problem der Armut und die Wissenschaft das Problem der Krankheit gelöst hat, dann werden dem Reich der Sentimentalen engere Grenzen gezogen sein, das Mitgefühl des Menschen wird ein umfassendes, ein gesundes, ursprüngliches sein. Der Mensch wird an der Betrachtung des freudigen Daseins der andern selbst Freude finden.

Denn durch Freude wird der Individualismus der Zukunft sich entfalten. Christus machte keinen Versuch, die Gesellschaft neu aufzubauen; so ist es natürlich, daß der von ihm gepredigte Individualismus nur durch Pein oder in der Einsamkeit zur Verwirklichung reifen konnte. Die Ideale, die wir Christus verdanken, sind die Ideale eines Menschen, der die Gesellschaft ganz aufgegeben hat oder der ihr völlig Widerstand entgegenbringt. Aber der Mensch ist von Natur aus ein geselliges Wesen. Selbst die Thebais wurde endlich bevölkert. Und wenn auch der Mönch seine Persönlichkeit auslebt, ist es oft eine ärmliche Persönlichkeit, die hier zur Verwirklichung gelangt. Andererseits übt die furchtbare Wahrheit, daß der Mensch durch das Leiden sich selbst verwirklichen könne, auf die Welt wundervoll bezaubernde Wirkung. Seichte Redner und seichte Denker schwäzen oft von den Tribünen und Kanzeln herab über die Genußsucht der Welt und lamentieren dagegen. Aber in der Weltgeschichte findet man nur selten ausgedrückt, daß ihr Ideal Freude und Schönheit gewesen ist. Die Anbetung des Leidens hat in der Welt weit öfter geherrscht. Das Mittelalter mit seinen Heiligen und Märtyrern, mit seiner Vorliebe für das Sichselbstquälen, seiner wilden Leidenschaft für das Sichselbstverwunden, seinem Losgehen mit Messern und seinen

Geißelungen — das Mittelalter ist das wirkliche Christentum, der Christ des Mittelalters der wirkliche Christ. Als die Renaissance über der Welt aufdämmerte und die neuen Ideale von Lebensschönheit und Lebensfreudigkeit mit sich führte, verstanden die Menschen Christus nicht mehr. Selbst die Kunst bekundet uns dies. Die Maler der Renaissance stellten Christus als ein Knäblein dar, das mit einem anderen Knaben in einem Palast oder einem Garten spielt oder im Arm der Mutter ruht und ihr oder einer Blume oder einem glänzenden Vogel zulächelt; oder sie malten ihn als vornehme, würdevolle Gestalt, die erhaben die Welt durchschreitet; oder als wundervolle Gestalt, die sich in einer Art Ekstase vom Tod zum Leben erhebt. Selbst wenn sie den gekreuzigten Christus malen, bilden sie ihn als den herrlichen Gott, über den die bösen Menschen das Leiden verhängten. Aber er beschäftigte die Menschen nicht sehr. Was diese entzückte, war die Darstellung jener Männer und Frauen, die sie bewunderten, war, die Lieblichkeit dieser lieblichen Erde zu zeigen. Sie haben viele religiöse Gemälde gemalt, in der That viel zu viele, die Einförmigkeit der Typen und Motive ermüdet; sie war für die Kunst nicht vorteilhaft. Sie war das Ergebnis der Autorität des Volkes in Sachen der Kunst; sie ist zu bedauern. Aber ihre Seele

war nicht dabei. Rafael war ein großer Künstler, da er sein Bildnis des Papstes schuf. Als Maler seiner Madonnen und Christusknäblein ist er es durchaus nicht. Christus hatte der Renaissance keine Botschaft zu bringen, der Renaissance, die so wundervoll war, weil sie ein Ideal brachte, das von dem seinen völlig verschieden gewesen; um den wirklichen Christus zu finden, müssen wir uns der Kunst des Mittelalters zuwenden. Da erscheint er als der Verstümmelte und Gemarterte; als einer, der nicht mit lieblichem Gewande bekleidet ist, denn auch dies könnte Freude gewähren: er ist ein Bettler, mit einer wundervollen Seele begabt; er ist ein Ausfägiger mit einer göttlichen Seele; er bedarf weder des Besitzes noch der Gesundheit; er ist ein Gott, der seine Vollkommenheit durch Qualen gewinnt.

Die Entwicklung des Menschen schreitet langsam vor. Die Ungerechtigkeit der Menschen ist groß. Es war notwendig, das Leiden als eine Form, sich selbst zu verwirklichen, hinzustellen. Selbst jetzt ist noch für manche Stätte der Welt die Botschaft Christi notwendig. Keiner, der im modernen Rußland lebt, könnte seine Vollkommenheit anders, als durch das Leiden gewinnen. Einige wenige russische Künstler haben sich in der Kunst zu verwirklichen gewußt, in Dichtungen, deren Charakter das mittelalterliche Gepräge bewahrt, denn die

vorherrschende Note ist: das Verwirklichen des Menschen durch das Leiden. Aber die Unkünstler und diejenigen, die kein anderes Leben, als das äußerlich-tätige kennen, führt nur ein Tor zur Vollenbung: das Leiden. Ein Russe, der unter dem gegenwärtigen russischen Regierungssystem glücklich zu leben vermag, glaubt entweder, der Mensch habe keine Seele oder es sei diese Seele der Entwicklung unwert. Der Nihilist, der jede Autorität verwirft, da er diese als Übel erkannte und der die Pein willkommen heißt, weil er dadurch seine Persönlichkeit verwirklicht, dieser ist ein echter Christ. Für diesen bedeutet das christliche Ideal die Wahrheit.

Christus bäumte sich jedoch nicht wider autoritäre Gewalt auf. Er ließ die Regierungshoheit des römischen Kaisertums gelten und zahlte Tribut. Er ertrug die Gewalt der jüdischen Kirche und widersetzte sich dagegen nicht mit seiner eigenen Macht. Er hatte, wie ich früher sagte, keinen Plan entworfen, die Gesellschaft neu aufzubauen. Aber die moderne Welt besitzt solche Pläne. Sie schlägt vor, die Armut und das daraus erwachsende Leiden zu vernichten. Sie will das Leiden und der daraus fließenden Qualen Herr werden. Sie hat sich dem Sozialismus und der Wissenschaft als ihren Methoden anvertraut. Ihr Ziel ist: ein Individualismus, der

sich durch Freude ausdrückt. Dieser Individualismus wird weiter, an Fülle reicher, lieblicher sein, denn irgendeine bisherige Form des Individualismus. Pein ist nicht die letzte Stufe der Vollenbung. Sie ist nur ein vorläufiger Zustand und ein Protest. Sie steht im Zusammenhange mit schlechten, ungesundem, ungerechten Verhältnissen. Wenn einmal Übel, Krankheit und Ungerechtigkeit aus der Welt geschwunden sein werden, dann wird sie fürder keinen Platz mehr finden. Sie wird ihr Werk vollbracht haben; es war ein bedeutendes Werk, aber es ist bereits beinahe vorüber. Ihr Reich verliert jeden Tag an Umfang.

Auch wird niemand das Leiden entbehren. Denn wonach der Mensch gestrebt hat, das ist in der That weder Leid noch Freude, sondern einfach das Leben. Der Mensch ist bestrebt, ein voll empfundenes, ganzes Leben zu führen. Wenn er dieses vermag, ohne wider die andern Zwang zu üben oder selbst Zwang zu erdulden, wenn ihm jede Art seiner Lebensbetätigung Freudigkeit erweckt, dann wird er gesunder, kräftiger, kultivierter werden, dann wird er mehr er selbst sein. In der Freude drückt sich die Natur aus, da stimmt sie bei. Der Glückliche lebt im Einklange mit sich und seiner Umgebung. Der neue Individualismus, in dessen Diensten der Sozialismus, ob er nun will oder nicht, arbeitet, wird vollkommene

Harmonie sein. Er wird die Erfüllung dessen bringen, wonach die Griechen sich sehnten und was sie nicht zu erreichen vermochten, außer in Gedanken, weil sie Sklaven besaßen und diesen Nahrung gaben; er wird die Erfüllung dessen sein, wonach sich die Renaissance sehnte, was sie nur in der Kunst völlig zu verwirklichen vermochte, weil sie Sklaven hielt und diese Hungers sterben ließ. Er wird etwas Vollendetes sein und durch ihn wird jeder Mensch zu seiner Vollendung gelangen. Der neue Individualismus ist der neue Hellenismus.

Inhalt.

	Seite
<u>Eine Vorlesung über die englische Renaissance</u>	5
<u>Die Anfänge der historischen Kritik . . .</u>	23
<u>Kinder im Gefängnis und andere Grausam-</u> <u>keiten des Gefängnislebens</u>	75
<u>Rosenblatt und Apfelblatt</u>	97
<u>Einige literarische Notizen</u>	117
<u>Sätze und Lehren zum Gebrauch für die</u> <u>Jugend</u>	219
<u>Die Seele des Menschen und der Sozia-</u> <u>lismus</u>	227

A. L.
2/30

Princeton University Library



32101 068606530

